Mennonitische Volkswarte

P S Hildebrand



1936
August

2. Jahrg. Lfd. Nr. 20

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John · Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH -- MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des August-Heftes:



Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 8 | August 1936 | Jahrg. 2

FRITZ WALDEN

Ernstes und Heiteres

Unter kanadischen Buschmännern

„Satt habe ich die Politik! Ja, ganz satt! Ich ziehe mich zurück!" Die kommerzienrätliche Faust fuhr auf den Tisch, daß die Untertasse, die den Aschbecher ersetzte, vor Schreck einen Sprung tat und dabei leise klirrte.

„.... gekränkt zurück!" kam es gelassen vom entgegengesetzten Ende des Tisches.

Die Augen des Kommerzienrats schossen einen vernichtenden Blitz nach dem Dichter, der den Einwurf gemacht hatte, aber dabei blieb es. Es war nicht gut, den da ohne Not herauszufordern.

Einige aus der Runde lachten, andere blieben ernst und sahen gespannt auf den Kommerzienrat in der Erwartung, daß er noch mehr zu seiner „Rücktrittserklärung" werde zu sagen haben.

Er hatte noch mehr zu sagen, aber dieser Dichter da, der schon wieder sein aufreizend-gleichgültiges Gesicht aufgesetzt hatte, wie immer, wenn er so recht eklig werden wollte.... Nein, lieber schwieg er. Dabei zog er ein großes rot-weiß-rot gemustertes Taschentuch aus der Tasche und begann sich damit den Schweiß von Gesicht, Hals und Brust, soweit diese offen war, zu wischen.

Es war nicht die innere Erregung des enttäuschten Politikers allein, die auf den Kommerzienrat so schweißtreibend wirkte, in der Stube stand eine Temperatur von 96 Grad Fahrenheit, und die durch das offene Fenster hereinströmende Luft war mindestens um 15 Grad heißer. Da schwitzt, wer was zu verschwitzen hat, selbst dann, wenn es auch nicht gerade gilt, das jämmerliche Resultat einer vorbeigelungenen Parlamentswahl zu besprechen, wie es hier der Fall war.

Die Szene, die wir soeben geschildert, und die wir weiter verfolgen wollen, sobald das Gesicht des mit „Dichter" Bezeichneten seinen Ausdruck ändert, spielte sich auf einer Farm der mennonitischen Ansiedlung X. im Süden Manitobas ab. Es war in den letzten Tagen des Juli 1936, desselben Monats, der Manitoba mit einer Hitze bedacht hatte, wie sie die Geschichte der Provinz noch nicht zu verzeichnen gehabt. Aber nicht nur diese Rekordtemperatur hatte der Juli gebracht, er hatte den Steuerzahlern der Provinz auch den Trubel neuer Parlamentswahlen beschert. Wohl war das Endergebnis der Wahl noch nicht bekannt, aber man sah schon jetzt, daß keine Partei eine regierungsfähige Mehrheit erhalten würde, und die Regierung daher keinen festen Kurs würde halten können, ja daß es möglicherweise in nächster Zukunft zu neuen Wahlen werde kommen müssen. Die Bevölkerung, besonders die Farmer, deren Ernte

wieder einmal vernichtet war, diesesmal durch die heißen Winde, war unzufrieden. Es herrschte eine allgemeine Nervosität und Gereiztheit.

Außer dem Kommerzienrat, der kein Kommerzienrat sondern ein Farmer und an diesem Sonntagnachmittag Gastgeber war, saßen um den Tisch in seiner guten Stube einige seiner besseren Bekannten, ein Freundeskreis, den die Laune des Schicksals aus den verschiedenen Gegenden Rußlands wahllos zusammengerafft und nach längeren Irrfahrten hier in Manitoba hatte stranden lassen. Dabei hatte es, das Schicksal, nachdem es seine Schützlinge hier zwischen Busch und Stein abgeladen, einen Kratzfuß gemacht und mit schlecht verhehlter Ironie gesagt: So, da wären wir also. Ihr alle habt ja in Rußland wohl etwas recht Bedeutendes werden wollen und wäret es ohne Zweifel auch geworden, ihr wäret es aber von Vaters Geld geworden; was ihr hier werdet, werdet ihr aus eigener Kraft, und nun zeigt, was ihr wert seid. Zu leicht werde ich es euch aber nicht machen. Au revoir! — Dabei hatte es die Hand militärisch an das spitze Ohr gelegt und war verschwunden. Der Dichter behauptete aber damals und auch heute noch, daß es die Hand nicht an das Ohr sondern an die Nase gelegt hätte, wobei die Finger gespreizt gewesen seien.

Der Dichter sah immer mehr als andere Menschen, man wußte das schon, aber in diesem Falle hatte der Kommerzienrat auf die Dichtersche Beobachtung doch mit einem „'ne Gemeinheit" reagiert und sie damit sozusagen akzeptiert.

Und das Schicksal hatte wirklich Wort gehalten: es hatte es unsern Freunden nicht leicht gemacht, und bis heute waren diese mit dem Etwas-werden richtig nicht weiter als bis zum Wollen gekommen; ja selbst mit dem Wollen war es schon nur so — so .... es war kein richtiges Wollen mehr, denn es steckte kein Willen dahinter.

Doch wir sehen uns die einzelnen der Gesellschaft etwas näher an.

Da ist zunächst einmal der Kommerzienrat — der kein solcher ist — Paul Giesbrecht selber, der dort am Ende des Tisches sitzt in schmierigen Overalls, die er direkt über das am Halse weit offen stehende Hemd gezogen zu haben scheint. Es ist dasselbe Habit, in dem er gestern am Binder hantierte. Er war heute nicht zur Kirche gefahren, und damit hatte ihm die einzige Gelegenheit gefehlt, die ihm sonst Veranlassung gab, seinen Sonntagsstatt anzulegen. — Wozu das ewige Schönmachen hier in diesem gottvergessenen Busch — pflegte er zu wettern, wenn seine Frau ihm Vorwürfe machte, daß er sich so gehen lasse — müsse er nicht am Sonntag dieselbe Arbeit verrichten, wie an den 6 Wochentagen: immer knöcheltief im Dreck bei dem Vieh? Na also! —

Vor 25 Jahren — war das überhaupt einmal gewesen! — da hatte er, der Kommerzienrat, als Student des Kommerzinstituts in Petersburg eine ganz andere Figur gemacht. Doch das war eben vor 25 Jahren gewesen, und — wie hatte das Schicksal doch nur gesagt — das wäre das Verdienst der Väter? — Sehr dumme Bemerkung das, natürlich war das ein Verdienst der Väter, aber das ist eben auch ganz in der Ordnung; denn es erfordert immer Generationen, einen ganzen Menschen zu machen. Und — haderte der Kommerzienrat weiter — es ist eine verdammt niederträchtige Zumutung, wenn man nachdem man einmal schon nahe am Ziele war, nun hier, ausgerechnet hier zwischen Busch und Stein nochmals anfangen und es zu etwas bringen solle. So 'ne Sauwirtschaft im Schicksalsbetrieb! Und sein eigener potentieller Wert sei hier nicht bestimmend; denn was hier bei einem Kampf um ein Vorwärtskommen

herauskommt, das könne man an den Nachbarn sehen, die ebendasselbe Schicksal ein halbes Jahrhundert früher hier mit einem ebensolchen Kratzfuß abgesetzt habe. Die hätten sich an den Pappeln die Zähne abgebissen und an den Steinen die Schädel eingerannt, und heute seien sie zahm, ganz zahm, heute wollten sie schon nichts mehr.

Ja, an diesen Nachbarn glaubte Paul Giesbrecht das weitere Schicksal seines eigenen Geschlechts ablesen zu müssen, und dann bekam er Wutanfälle. Dann haute er ganz unzivilisierterweise auf den Tisch, daß die Lampe ins Wackeln geriet, und schimpfte sehr laut und recht eindrucksvoll. Er tat es aber russisch, der Kinder wegen. Doch diese Anfälle wurden immer seltener. Vielleicht wären sie schon ganz ausgeblieben, wenn der Dichter sie nicht immer wieder herausforderte.

Dieser Dichter, der schien Farmer nur im Nebenberuf zu sein, als seine Lebensaufgabe betrachtete er augenscheinlich die Unruhestiftung. Nein, er säte nicht Unfrieden und Zank unter den Nachbarn, Gott bewahre, sein Humor und sein bissiger Witz, mit denen er in der Gesellschaft aufwartete, waren guter Natur, sie entzweiten nicht, eher verbanden sie, und vor allem, sie heiterten auf. Die Unruhe stiftete er im Innern des einzelnen. Wenn hier oder dort sich einer in Hoffnungslosigkeit auflösen wollte und in Gefahr kam, ganz der Overallsweltanschauung zu verfallen, dann tauchte plötzlich der Dichter auf: geschniegelt und gebügelt, rasiert und mit geputzten Fingernägeln — ein Prophet einer anderen Welt — und begann seine Wühlarbeit. Bilder aus der Vergangenheit, mehr aber noch aus der Zukunft führte er vor, aus denen er erkennen wollte, daß noch nicht Matthäi am letzten sei. Nein, noch sei Polen nicht verloren, und noch vielweniger die Deutschen. Aus Wohlleben sei noch nie was wirklich Großes geboren worden. Und Unglück — ja mit dem Unglück, das sei so eine besondere Sache, hart daneben läge das Glück, wenn man schon überhaupt von Unglück und Glück sprechen wolle. Denn das seien eigentlich Sachen, auf denen immer nur Schwachheit und Minderwertigkeit herauszureiten versuchten. Und so ging das dann weiter, weniger klar als überzeugend, bis der Kommerzienrat richtig wieder seinen Anfall bekam und das Geschirr auf dem Tische tanzen ließ, worauf dann der Dichter befriedigt von dannen zog.

Das war Paul Giesbrecht, der Kommerzienrat in Overalls, dem der Dichter den Titel angehängt, wie er es mit allen andern dieses Bekanntenkreises getan hatte. Als Wahrzeichen einer großen Vergangenheit und als Richtzeichen einer noch größeren Zukunft, wie er sagte, na und dann zur Forschheit überhaupt.

Aber auch er selber, der Dichter, hieß gar nicht Dichter, schlimmer noch, er war nicht einmal ein Dichter. Der „Dichter" war die Rache seiner Freunde. Sonst war sein bürgerlicher Name Peter Fast, und seines Zeichens war er, Fast, auch Farmer, wie .... na etwa wie der Kommerzienrat.

Als Peter Fast, der nunmehrige Farmer, nach einer längeren Odyssee durch Canada hier auf der Farm gelandet war mit dem Kaufkontrakt in der Tasche und seine Frau und die Kinder durch die schäbigen Räume des Hauses mit den von den Wänden herunterhängenden Tapetenfetzen und dem Wanzengeruch geführt hatte, da war ihm recht beklommen ums Herz geworden, und erwartungsvoll hatten seine Augen an den Lippen seiner Frau gehangen. Er selber war ja schließlich Bauernsohn, aber sie, seine Frau, war ein Stadtkind und kam aus guten Verhältnis-

sen. Aber sie hatte seine Sorge sehr bald verscheucht. Resolut hatte sie erklärt: Wir werden es schaffen, was andere können, können wir auch! — Ja, Schatzi, aber andere können es eben auch nicht! — Na, dann können wir es als erste. —

Und sie konnten es. Nicht die Farm bezahlen, das war und blieb ja ganz unmöglich. Was sie aber konnten, war viel mehr als das: Sie behielten den Willen und den Mut zum Leben und den Glauben an eine Zukunft. Und das war die Hauptsache, soviel hatten sie heraus. Fleißig unterrichtete Frau Hertha die Kinder in der deutschen Muttersprache und machte ihnen deutsches Wesen lieb, während Fast die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht erhielt. Ihre Farmerei betrachteten sie nur als eine kürzere oder längere Episode ihres Lebens, als unvermeidliche Zwischenstation, die man eben mit in den Kauf nehmen mußte. So waren sie auf der Farm gewissermaßen nur körperlich, ihr Geist war draußen in der Welt bei anderen deutschen Menschen, die alle, wie auch sie selber, um eine lichtere Zukunft kämpften, mit jenen fühlten sie sich eins. Und sie wußten und zweifelten auch nicht einen Augenblick: ein Volk, wie das deutsche, das hatte sich noch nicht verausgabt, das würde noch wieder hochkommen, und das würde sich dann auch auf die Leute hier im Busch auswirken, wenn die bis dahin für irgendwelche Regungen, die über ihre Farmfenz hinausgingen, empfänglich blieben. Aus diesem Glauben an die Zukunft schöpften Fast und seine Frau ihren Mut und Ausdauer im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Farmlebens. Ihr trotz der sie umgebenden Misere nicht totzukriegendender Optimismus wirkte ansteckend auf ihren Bekanntenkreis, und manch einer schon hatte sich an ihm erfrischt und von ihm aufrütteln lassen.

So waren Fasts. Und insofern auch nur, als Fasts Gedanken in der Welt herumstreiften, sich mit Menschen- und Völkerschicksalen beschäftigten, Lösungen suchten — war er ein Dichter; denn Gedichte, solche mit Versen und Versfüßen, die machte er nicht. Und doch hatte er seinen Spitznamen von einem Gedicht erhalten, das er einstmals zusammengebastelt und es dann mit viel Pathos seiner Frau vorgetragen hatte. Sie hatte ruhig bis Ende zugehört und sich dann das Werk zur Aufhebung erbeten. Stolz ob soviel Würdigung hatte der Dichter es ihr überreicht mit den Worten: aber nicht verlieren. — Nein bestimmt nicht, ich werde es nur bei besonderen Gelegenheiten hervorholen, so werde ich z. B., wenn die Kinder erst in die Dichtjahre kommen, es ihnen zur Warnung vorlesen. — Zur Warnung! Mit großen Augen hatte der Dichter darob seinen Kritiker angesehen, eigentlich hätte er ernstlich gekränkt sein sollen, aber wenn seine Frau, die den politischen Artikeln, die er für deutsche Zeitungen schrieb, immer soviel Anerkennung zollte, sowas sagen konnte, dann würde mit dem Gedicht wohl wirklich etwas nicht in Ordnung sein. Dann hatte er das Gedicht genommen, hatte sich zurückgezogen und es in derEinsamkeit noch einmal gelesen, und dann hatte er sich zwei Gedichte von Goethe und eines von Puschkin gelesen, und dann noch einmal sein eigenes — „und gleich darauf hatten das Gedicht und seine Dichterlaufbahn ihr Ende gefunden. Alles was zur Warnung für sein eigenes kommendes Geschlecht und andere Menschengeschlechter geblieben war, das war sein Dichter-Name; den hatte ihm sein Gedicht eingebracht, denn die Geschichte war doch ruchbar geworden.

Ja, Fast, der Dichter, der mal Architekt werden wollte und verschiedene Jahre seines jungen Lebens dem Fachstudium gewidmet hatte, war heute Farmer, im Hauptberufe aber

war er zukunftsgläubiger Optimist. Und das war in diesen miserablen Zeiten schon was.

Weiter saß da am Tische Professor Klippenstein, Hans Klippenstein. Wenn Klippenstein im Kreise dieser gelehrten Farmer Professor genannt wurde, so kam man damit der Wahrheit recht nahe. Freilich, man hätte dem Professor das a. D. anhängen sollen; denn heute war auch er nach dem Willen einer unergründlichen Vorsehung Farmer. In der alten Heimat war er Lehrer an einer höheren Schule gewesen, viele Jahre. Ein tüchtiger Pädagoge, der ganz in seinem Berufe aufgegangen war. Jetzt war er, wie gesagt, Farmer, und es war ein Jammer anzusehen, wie dieser wertvolle Mensch, der seinen Mitmenschen von unschätzbarem Nutzen hätte sein können, sich auf seiner Farm körperlich und seelisch zu Grunde richtete und dabei in immer größere Armut geriet. Er arbeitete schwer, zahlte gewissenhaft an der Farmschuld, viel zu gewissenhaft, und seine Farm ging den Krebsgang. Er war kein Bauer, und das praktische Denken und Überlegen ging ihm völlig ab. Alles ging er verkehrt an, und es war schon ein Tropfen Wahrheit dabei, wenn der Dichter auf die Frage, wie er, der Dichter, es angehe, daß er so leidlich voran komme, zu sagen pflegte: ich mache halt immer genau das Gegenteil von dem, was unser geschätzter Professor tut. — Nein, mit Klippenstein hatte das Schicksal tatsächlich eine Gemeinheit begangen: ihm lag jeder persönliche Ehrgeiz fern, und schon in Rußland wollte er nichts werden, er war eben etwas, er war es geworden, ohne danach zu streben. Und hier nun ging er unter, er und seine ganze große Familie mit ihm.

Fast und Klippenstein waren Nachbarn, und der Dichter hatte sich schon alle erdenkliche Mühe gegeben, den armen Mann aufzurichten, ihm einen Halt zu bieten. Alles umsonst, all sein Predigen prallte glatt ab an dem grenzenlosen Pessimismus, der jenen fest in den Krallen hielt. Klippenstein klagte nie, aber er erhoffte auch nichts. — Ein gewesener Mensch — sagte Fast dann wohl zu seiner Frau, wenn sie auf ihren Nachbar zu sprechen kamen, was nur zu oft geschah.

Der Fall Klippenstein war Fasts große Sorge. Nicht daß er selber fürchtete, irgendwie Schaden zu nehmen, aber der Nachbar war eine stete Gefahr für die andern; denn er war klug und belesen und wußte seinen Pessimismus wohl zu begründen. Und der Gang der Dinge in der Umgebung und in der Welt überhaupt gab ihm immer wieder recht. So richtete der Professor, ohne daß er es wollte, viel Unheil an und wurde seiner Umgebung zum Unsegen.

Ein ganz anderer Typus war Johann Schröder, der den ehrenvollen Beinamen Kapitalist trug und heute auch Gast bei Kommerzienrats war. Eigentlich sollte er nach des Dichters Wunsch „von Kapital," Mister von Kapital, heißen. Es wurde daraus aber Kapitalist, und so blieb es. Auch Schröder trug seinen zweiten Namen nicht ganz ohne — ; denn die neue achtzylinder Fordcar, die da auf des Kommerzienrats Hofe neben ihrer um 6 Jahre älteren, schon stark verblühten Schwester stand, gehörte keinem andern als Schröder selber, Schröder, dem Kapitalisten. Ja, Schröder konnte sich sehen lassen. Und er ließ sich gerne sehen, sich auch seine Car, am liebsten beide zugleich, neben oder in einander. Wenn die andern in ihrem Beinamen immer die ganze darin enthaltene Ironie mitempfanden, so trug Schröder den Kapitalisten als etwas, das ihm — vielleicht in einer bescheideneren Form, aber dennoch — zukam. Wohl lächelte er, wenn es hieß: Hallo, da ist ja unser Kapitalist! — aber das Lächeln war nicht Abwehr, in ihm

spiegelte sich viel Selbstbewußtsein und auch ein, vielleicht zwei Schuß Eitelkeit. Ja warum auch nicht, es war niemand unter den Freunden, der Schröder die Car, oder sein Bankbuch oder auch sein Lächeln geneidet hätte. Nein, niemand; denn diesen Farmern von und zu dem bösen Schicksal ging es letzten Endes nicht um Geld, ihnen ging es um andere Güter, das verstand Schröder aber nicht. Er hatte sich bereits akklimatisiert und war heute vielprozentiger Amerikaner. An 100 fehlte noch immer etwas, aber immerhin langte sein Prozentsatz vollkommen aus, um Wert und Bedeutung des Geldes richtig einzuschätzen. Eigentlich war er auch schon über den Wert des Geldes an sich hinaus; denn nicht das Geld im Strumpfe macht dem Amerikaner Freude, sondern sein zur Schau gestelltes Aequivalent als Umrahmung für die Person seines Besitzers. Auf dieser Erkenntnisstufe war auch Schröder angelangt. Erst war ein billiges Auto gekommen, dann kam das Haus, dann kamen die acht Zylinder, dann die Hausausstattung und jetzt sprach Schröder schon recht oft von Erholungsreisen.

Ja, natürlich, je weniger der Mensch körperlich — na sagen wir nur ruhig: auch geistig — zu arbeiten braucht, desto erholungsbedürftiger wird er. Schröder war jetzt schon ganz nahe daran, vielleicht würde er schon nächsten Sommer irgendwohin ins Bad fahren müssen.

Warum sollte er auch nicht fahren! Sein Geschäft wirft gut soviel ab; denn ein Altwarengeschäft wirft immer etwas ab, besonders in schlechten Jahren. Und die hatte man ja zur Genüge, ja zum Überdruß, meinten einige.

Schröder, der Kapitalist und Altwarenhändler, war auch aus Rußland gekommen. Vor etwa 10 Jahren. Dort war er landloser Anwohner und Tagelöhner bei den Bauern gewesen. Er hatte aber nicht gerne gearbeitet. Immer nur in der Erde zu wühlen, wie er es nannte, behagte ihm nicht. Und er tat es auch nur, soweit die Not ihn dazu trieb. Sein Traum war ein Geschäft, ein Kaufladen, wo er jeden Tag Geld durch die Finger gleiten lassen könnte. Verschiedentlich hatte er damit Versuche gemacht, aber es schlug nicht an, es fehlte das Betriebskapital. Unter dem roten Regime hatte er „spekuliert" und das mit Erfolg, aber die Schikanen der örtlichen roten Machthaber verleideten ihm das Geschäft. So wanderte er aus. Als Farmer. Und er war ehrlich genug, hier in Kanada zunächst aufs Land zu gehen. Er „kaufte" eine Farm, wie es auch alle andern taten, und bearbeitete sein Land. Doch nicht lange. Die Erde, der Ackerboden, war nun einmal nicht sein Element. Auch hatte er sehr bald erkannt — und darin erwies er sich als klüger als die meisten Bauern, die über ihre Erdwühlarbeit ganz die Rechnungführung vergaßen — daß solche Farmerei unter den drückenden Kaufbedingungen in Sklaverei ausarten mußte. Er zog aus der Farm heraus, was sich unter dem Gesetz und unter der Unachtsamkeit des Verkäufers herausziehen ließ und verzog. Nicht daß er zu viel genommen hätte, wenn er seine Arbeit einigermaßen bezahlt haben wollte, aber auch nicht zu wenig. Erst zog er in ein Landstädtchen, von dort in eine Großstadt. Überall sah er sich um. Und dann ganz plötzlich war ihm die große Idee seines Lebens gekommen, er hatte gefunden, was er brauchte. Er suchte sich eine recht arme Ansiedlung, eben die unserer Freunde, und eröffnete hier einen Laden mit „zweiter-Hand" Sachen, wie Möbel, Hausgerät, Kleider, Wäsche, Fußzeug, Musikinstrumente u. s. w. Und er hatte richtig kalkuliert, als er auf die Armut und die Spar- und Strebsamkeit seiner Leu-

te setzte. Sein Geschäft blühte auf, und nach wenigen Jahren schon wurde ihm der Beiname Kapitalist gegeben. Heute ist Schröder mit Gott und der Welt zufrieden und versteht nicht mehr recht, wieso es doch die Leute zu nichts bringen.

In den Gesellschaftskreis des Kommerzienrats kam Schröder, weil er sich sagte: wenn diese Leute auch arm an irdischen Gütern sind, so haben sie doch etwas, worin sie mir über sind, und bei ihnen kann ich immer noch etwas lernen, was ich in meinem neuen kapitalistischen Stand brauchen kann. Die Bevormundung des Dichters ließ er sich gerne gefallen, und über die gelegentlichen Schimpfereien des Kommerzienrats konnte er sich auch hinwegsetzen. Dagegen war der Professor ihm unbequem. Diesem gegenüber hatte er immer ein gewisses Schuldgefühl. Er schien es zu empfinden, daß da etwas nicht in Ordnung sei, wenn der kluge und verdienstvolle Mann so tief im Elend steckte, während er, der sich vor der Menschheit keiner besonderen Verdienste rühmen konnte, so leicht und so gut sein Dasein fristete. Und er war immer bereit, seine Hand aufzutun, wenn der Dichter ihn für seinen Nachbarn anzapfen zu müssen glaubte.

Der vierte im Kreise war Gerhard Harms, mit dem Spitznamen Erbhofler. Der „Erbhofler" sei ein recht schlechter Witz des Dichters, sagte der Kommerzienrat. Jener aber, der Dichter, wusch seine Hände in Unschuld und wehrte sich: das sei nicht sein Witz, wenn das schon ein Witz sein solle, so wäre der auf Konto der russischen Geschichte zu buchen; denn Harms sei in Rußland doch ein richtiger Bauer gewesen, habe auf einem Hofe gesessen, den er als ältester Sohn von seinem Vater übernommen habe, und der ihn seinerseits als einziger Sohn von dem Großvater geerbt hätte. Auch Harms habe doch einen Sohn — der heiße sogar Gerhard wie sein Vater und Urgroßvater — dem er den Hof hätte vererben können. Daß auf dem Erbhofe jetzt eine Kommune unter der Leitung eines Schmulj-Bogatyrsky sitze, das sei nicht sein, des Dichters, Witz sondern der der russischen Proletarierrevolution.

Man ließ ihn dabei, den Dichter. Denn das Land war den Harms tatsächlich auf ewige Zeiten in Lehn gegeben worden, und wenn da heute ausgerechnet ein Schmulj-Bogatyrsky sitze, so sei das wirklich ein Witz der Weltgeschichte, wenn auch man ein schäbiger.

So blieb Harms der Erbhofler. Er blieb es, obwohl er nicht nur keinen Erbhof mehr, sondern überhaupt kein Land besaß. Harms war der einzige der Gesellschaft, der mit Leib und Seele Bauer war und nichts weiter sein wollte. Alle seine Vorfahren, soweit sich sein Stammbaum verfolgen ließ, waren Bauern gewesen, in Rußland und früher auch in Preußen. Und es waren erfolgreiche Bauern gewesen, da sie es eben bewußt waren. Harms sprach nicht davon, und so wußten es die andern auch nicht, daß er in Rußland neben seinem „Erbhof" auch noch ein größeres Landgut, einen „Chutor", besessen hatte, den er sich zugelegt, als sein Guthaben in der Sparkasse zu einer beträchtlichen Höhe angewachsen war. Andere reiche Bauern steckten ihren Überschuß in Getreidemühlen, Harms blieb Bauer, er kaufte Land. Das Gut ließ er von zuverlässigen Menschen bewirtschaften, er selber blieb auf seinem „Erbhofe" im Dorfe. Und heute nun hatte dieser deutsche Bauer nicht eine Handbreit eigenen Bodens. Er wohnte zur Miete in einem verwitterten Häuschen einer von ihrem Besitzer verlassenen Farm. Seinen Lebensunterhalt verdiente er als Lastwagenlenker einer großen städtischen Molkerei, die die Milch

der Farmer aufkaufte. Und es ging ihm heute gut. So schien es wenigstens. Das war aber nur Schein. Wohl hatte Harms jetzt sein gutes wirtschaftliches Auskommen, aber ihn drückten andere Sorgen. Dem Dichter gegenüber, der, wie der Kommerzienrat zu sagen pflegte, die Gabe habe, den Menschen in „die Seele zu kriechen", hatte Harms einmal freimütig gestanden, daß er für die Zukunft seiner Kinder bange. „Denn sehen Sie, Herr Fast, ich habe 8 Kinder, fünf Töchter und drei Söhne. Drei der Töchter, die ältesten, stehen im Dienst in der Stadt als Hausmädchen bei reichen Leuten. Die älteste, Anna, schon seit ihrem 15. Lebensjahr. Die andern beiden waren nur wenig älter, als sie in die Stadt gingen. Ununterbrochen sind sie dort gewesen und haben ein ganzes Kapital an Geld verdient. Wo ist es geblieben? Ich steckte es in meine Farm, und da blieb es auch. Anna ist heute 28 Jahre alt. Für eine Bauerntochter viel zu alt, um zu heiraten. Und auch die andern beiden sind eigentlich schon zu alt. Aber das ist vielleicht noch nicht das schlimmste. Weit schlimmer ist es, daß die Mädchen uns und dem Landleben entfremden. Wohl kommen sie noch ab und zu auf Besuch, aber nachdem sie sich etliche Tage in unserer Enge herumgedrückt haben, gehen sie gern zurück in die Stadt. Und — es ist mir schwer, das zu gestehen — wir lassen sie ohne viel Widerrede ziehen; denn das englische Geschwätz geht mir auf die Nerven. Es ist mir, als ob es nicht meine Kinder wären. Was hilft es viel, daß ich jetzt jeden Dollar, den die Töchter mir nach Hause schicken, auf ihre Rechnung in die Sparkasse gebe. Ihr Leben, oder doch wenigstens ihre eigentliche Lebensaufgabe, als Bäuerinnen einer Bauernwirtschaft vorzustehen, ist verpfuscht. — Und die Söhne! Der älteste, Gerhard, ist richtig ausgerückt. Er war erst 18 Jahre alt, als er ging. Ein gefährliches Alter. Aber ich hielt ihn nicht; denn ich konnte ihm keine Arbeit geben und ihn auch sonst nicht beschäftigen. Gerne hätte ich ihn, da ich ihm doch kein Land geben kann, auf die höhere Schule geschickt. Es ging nicht, ich hatte nicht die Mittel dazu; und das Geld der Mädchen rühre ich nicht mehr an. Meine Hoffnung und mein Gebet sind, daß die gute Bauernnatur unseres Geschlechts sich in dem Jungen doch schließlich durchsetzt und er den rechten Weg findet. Freilich, ein richtiger Bauer, wie wir es alle waren, wird er sicher nicht. Dazu hätte er seine Lehrjahre auf dem väterlichen Hofe verleben müssen. Es war kein solcher Hof da. Die andern Kindern sind noch zuhause und gehen zur Schule. Wenn ich meinen Dienst behalten kann, hoffe ich den Jungen eine Bildung geben zu können. Die Mädchen aber sollen auf dem Lande bleiben, hier können sie vielleicht heiraten." — Ja — mit einem schweren Seufzer hatte Harms geschlossen — wenn's dann noch wenigstens nicht acht wären, mit vier, oder lieber noch mit drei, da hätten wir doch zusammenbleiben können. Aber man sollte sich eigentlich schämen, sowas auch nur zu denken. —

Ganz niedergedrückt war Fast, als er so einen Einblick in die seelische Verfassung des sonst in Gesellschaft stets heiteren Harms bekommen hatte. Auf dem Heimwege — die Aussprache hatte bei Harms in dessen Wohnung stattgefunden — hatte er große Lust, bei Paul Giesbrecht anzuhalten, um mit ihm über Harms zu sprechen, es kam ihm so vor, als ob ihm des Kommerzienrats lautes Poltern und Schimpfen Erleichterung bringen würde. Dann ließ er es aber, es war dieses mehr ein Fall für seine Frau.

Fortsetzung folgt

Unsere Reise nach Deutschland / Von P. Heese

Viele Jahre zurück, noch in der Vorkriegszeit, erschien auf den Seiten des „Botschafters“ die Autobiographie meines Urgroßvaters Heinrich H. Heese mit der genauen Beschreibung seiner Reise aus Deutschland nach Rußland. Die Beschreibung wurde von den Lesern günstig aufgenommen, und das weckte in mir die Hoffnung, daß eine Beschreibung der Reise seines Urenkels nach Deutschland, 115 Jahre später, auch ein gewisses Interesse bei den Lesern der Warte finden könnte.

* * *

Mit Uebergang der vollen Reichsgewalt an die kommunistische Partei hieß es auch für mich, sich biegen oder brechen. Da ich ziemlich gewachsen bin und einen etwas nach vorne übergebeugten Körper besitze, so entschloß ich mich für das erste, also zum Biegen und wurde wohlbestallter Beamter der 11. Kategorie einer Sowjetfabrik, die für die Armee arbeitete. Die beiden Söhne arbeiteten daselbst in der 9. und 7. Kategorie.

Finanziell waren wir besser gestellt als die Mehrheit der Sowjetbeamten. Unser Einkommen genügte in letzter Zeit, um nie Hunger zu leiden, doch für die übrigen Bedürfnisse wie Schuhe und Kleider nicht. Da wir ausgeraubt worden waren und flüchten mußten, so hatten wir den ganzen Rest unserer Habe in einem halben fünfpudigen Sack mitgenommen. Drei Winter schlugen wir uns irgendwie durch, die Aussichten für den nächsten waren aber unzweifelhaft kritisch.

Auch in anderen Hinsichten hatten wir die ganze Schwere des neuen Regimes zu spüren bekommen, hatten aber auch feststellen müssen, daß er bereits so stark war, daß man auf keine Aenderung mehr zu hoffen hatte.

Alles Obengesagte zusammengenommen bewog uns, an eine Auswanderung zu denken. Die Verhältnisse lagen aber so, daß man rund herum nur Hindernisse sah, und die Regierung nur sehr ungern ihre Einwilligung gab. Ein Versuch aber, auf ungesetzlichem Wege Rußland zu verlassen, konnten wir der kleinen Tochter halber nicht wagen, und außerdem fehlten uns auch die nötigen Verbindungen.

Die ganze Sache wäre wohl auch eingeschlafen, wenn wir nicht im Februar 1922 ganz unerwartet eine Zuschrift der deutschen Gesandtschaft erhalten hätten, daß für unsere Familie die Einreiseerlaubnis nach Deuschland eingetroffen sei. Unser Verwandter, Johann Esau, in Berlin hatte die Genehmigung ausgewirkt.

Neue Hoffnungen, neues Forschen. Wir konnten aber in unserer Gegend nichts Endgültiiges erfahren; man sagte uns nur, daß wir alles im Zentrum — also in Moskau — erfahren könnten. Privatpersonen erzählten auch, daß dort ein Asyl für Deutsche sei, wo sie Unterkunft und Kost bis zur Abreise erhielten. Außerdem war ja auch Moskau der Hauptsitz der A. M. R. A. (Amerikanische Hunger = Hilfsadministration) mit Herren Prof. Miller als Vorsitzender.

Die Aussichten waren wohl etwas wässerig, die Zukunft im Lande aber noch wässeriger, so daß wir uns entschlossen, den Versuch zu wagen. Wir liquidierten unsern Dienst, verkauften noch einige entbehrliche Sachen und fuhren mit circa 30 Millionen Rubel, einigen Ledersohlen, circa 20 Pfund Sonnenblumenöl zu Spekulationszwecken und einer großen Kasserolle gekochter Bohnen Ende April 1922 ab.

Bis Rostow hatten uns bekannte Eisenbahner Fahrkarten gekauft und

uns auch sehr komfortabel im Zuge untergebracht. In Rostow kamen wir nach einigen Stunden an. Der Bahnhof und der große Platz davor wimmelte von abertausenden halbverhungerter Russen — es war gerade das Hungerjahr — die von hier aus sich nach allen Richtungen verstreuten. Für uns aber bildete Rostow den Ausgangspunkt unserer Reise mit Hindernissen, die uns unaufhörlich verfolgten, bis wir endlich nach langen vier Monaten am entgegengesetzten Ende Rußlands — in Petersburg — eingeschifft wurden. Wäre man etwas abergläubisch gewesen, so hätten wir die Reise wohl unterbrochen und wären zu den schwarzen Bröten mit Makuchen in die Ukraina zurück gefahren.

In Rostow angekommen, ging ich sogleich Ausschau halten: Der Eisenbahnverkehr war noch so lange nur sehr spärlich, es gingen täglich nur Schnellzüge vom Kaukasus nach Moskau mit extra zu bezahlenden Sitzplätzen. Die Reise hätte über 20 Mill.Rubel gekostet.Außer diesen Zügen ging einmal wöchentlich ein Zug vierter Klasse nach Moskau; Abfahrt nächsten Tag; der Preis annehmbar. Wir warteten also bis zum nächsten Tag, schlafen im Bahnhofe, werden aber gebeten, nachts auf einige Stunden zu verschwinden, da der Bahnhof gesäubert wird.

Eine Stunde vor Abgang des Zuges finden wir ihn auf einem Nebengeleise stehend. Alles alte Rumpelkasten, aber sauber, frisch angestrichen, ohne Federn. Der Volksmund hatte den Zug bereits mit dem Namen Maxim Gorkij getauft. Außer uns hatten sich bereits einige hundert anderer Passagiere eingefunden, einige Soldaten und Schaffner ließen aber niemand hinein. Plötzlich sehen wir, daß der Zug am äußersten Flügel bereits gestürmt wird, alles folgt dem bösen Beispiel, und wir sitzen eine Minute später, die ganze Familie zusammen, vergnügt auf einer harten Bank.

Der Zug verläßt die Stadt und fährt bald darauf am Ufer des hohen, Frühlingswasser tragenden Don entlang. Später sahen wir noch, wie 4 — 5 Männer und Frauen im Gänseschritt einen kleinen Handpflug zogen. Die Freude ist nur für kurze Dauer. Ein leichter Rauchgeruch verbreitet sich im Wagen. Die Achse brennt. Wir kamen bis zur nächsten Station, unser Wagen wird abgehängt. Ein Schaffner beruhigt uns und sagt, daß sogleich ein anderer Wagen angehängt werden wird. Der Kerl schwindelte, aber die dichtbesetzten Dächer des Zuges zwangen uns ihm zu glauben, bis der Zug ohne uns abdampfte.

So saßen wir denn nun noch mit einigen Leidensgefährten auf dem Perron einer elenden Station und bliesen Trübsal. Ein scheußliches Gefühl. Eine Stunde später aber kommt ein langer Güterzug der A. R. A. aus dem Süden angefahren. Ein jeder ähnliche Zug wurde von Soldaten und einem Begleiter bewacht. Wir greifen unsere Sachen und gehen den Zug entlang. Endlich finden wir den Begleiter, ein netter junger Mann. Freundliche Blicke und Worte bewegen ihn uns für 4 Mill. Rubel 500 bis 600 Kilometer mitzunehmen.

Hoffnungsvoll schauen wir in die Zukunft und dampfen ohne anzuhalten dem Norden zu. Wir kommen in Novotscherkask — der Hauptstadt der Don-Kosaken — an. Da sehen wir denn auch bald 4 — 5 Lederjacken eilig den Zug entlang laufen. Wir zeigen ihnen unsere Fahrkarten, nichts hilft, wir müssen den Zug verlassen. Ungesehen drückt mir der Begleiter die 4 Mill. Rubel in die Hand: ein Paar tief traurige Blicke begegnen sich.

Niedergeschlagen betreten wir den Bahnhof, finden auch glücklich eine freie Ecke, wo wir uns niederlassen;

denn Sitzgelegenheiten gab es fast keine. Jeder bekam eine Schüssel Bohnen und dann begaben wir uns zur unruhigen Ruhe.

Nächsten Morgen sind wir schon früh auf den Beinen. Der kleine Wartesaal wimmelt von Menschen, meistenteils Männer in Soldatenmänteln. Alle machen einen halbverhungerten Eindruck. Nicht weit von uns liegt einer auf dem Fußboden. Zwei weibliche Krankenwärter kommen mit einer Tragbahre und tragen den Bewegungslosen hinaus. Bald darauf kommen sie wieder und werfen ein anderes Opfer des Hungers auf das schmutzige, klebrige Tuch der Tragbahre mit dem Gesichte nach unten. Der Unglückliche hebt verzweifelt den Kopf in die Höhe, doch er ist bereits zu schwach und wird auch so aus dem Wartesaale getragen.

Uns bleiben nur zwei Möglichkeiten: entweder sechs lange Tage auf den nächsten „Maxim Gorkij" zu warten, oder heute noch mit dem Schnellzuge mit den teuren Sitzplätzen zu fahren. Wir entschließen uns für letzteres. Am Schalter aber steht schon eine dichtgedrängte Menschenmenge. Ich kriege einen Gepäckträger zu halten, und wirklich, er kommt bald mit den Zuschlagskarten an.

Die Rechnung ist kurz: 14 Mill. Zuschlag für die Sitzplätze und zwei Mill. Trinkgeld. Dafür aber sitzen wir alle zusammen eine halbe Stunde später auf den weichen Polsterbänken des Schnellzuges.

In Rjasan verlasse ich den Zug um etwas Brot für Bohnen zu kaufen. Sah auch neben dem Bahnhofe einen großen Platz mit einigen Buden, die Bohnen aber mußten doch wieder ohne schwarze Beilage herunterrutschen.

Am nächsten Tage kommen wir denn auch glücklich in Moskau an. Die Familie blieb mit den Bohnen auf dem Bahnhofe, ich aber eilte sogleich in die Stadt. Der erste Besuch galt der A. M. R. A. Ich wurde sehr freundlich von Frau Reimer, der Sekretärin des Prof. A. Miller, empfangen. Der Professor war aber auf einige Wochen nach dem Süden gefahren; ein Heim für Mennoniten aber gab es nicht.

Etwas enttäuscht wandte ich mich an die deutsche Gesandtschaft. Hier mußte ich aber erst etwas den Grund ausforschen; denn meine Papiere waren nicht ganz in Ordnung (muß nur beichten, daß ich für eine halbe Flasche Schnaps die Bescheinigung, Reichsdeutscher zu sein, erhalten hatte; für die Ukraina war das Papier wohl giltig, ich hegte aber starke Zweifel, ob die Gesandtschaft ebensoviel Zuvertrauen zu dem Papier zeigen würde.). Ich erfuhr denn auch bald, daß der Hauptinquisitor ein gewisser Metzger aus Prischib sei, außerdem ein grober Kommunist dazu. In einem andern Zimmer wurde ich mit zwei Reichsdeutschen bekannt — sehr netten zuvorkommenden jungen Menschen. Ich erzählte ihnen einiges aus meinem Leben, stellte mein Licht auch nicht unter den Scheffel und erhielt einige wertvolle Fingerzeige. Als ich aber zum Metzger kam, war die Empfangsstunde bereits beendet, und ich ging nun zum Wohnungsamt, um die Adresse meines Vetters in Moskau zu erfahren; das Amt war aber bereits geschlossen. Mißmutig kehrte ich zum Bahnhof zurück.

In der Stadt hatten wir erfahren, daß kleine Zimmer sehr schwer zu finden waren, und der Preis für dieselben war 3 bis 5 Mill. täglich. Wir entschlossen uns also auf dem Bahnhofe zu übernachten, und nach einigem Suchen fanden wir denn auch ein passendes Plätzchen, wo wir fast ungestört die Nacht verbringen konnten. Es gab wohl eine kleine Schießerei, als die Polizei einen flüchtigen Dieb verfolgte; wir waren es aber ja schon von früher gewöhnt.

Am nächsten Morgen war ich schon

rechtzeitig in der Gesandtschaft, doch Genosse Metzger ließ lange auf sich warten. Endlich empfing er mich. Meine phantastische Reichsangehörigkeit hatte ich fallen lassen, es blieb also nur, nach seinen Worten, der für alle Russen festgelegte Weg. Ich begab mich sogleich in das Ministerium des Aeußeren, um diesen Weg zu erfahren. Es war aber geschlossen, an der Tür hing ein weißer Zettel, der besagte, daß das Ministerium neue erleichterte Regeln für Auslandspässe ausarbeite und sie am 15. Mai publiziert werden würden. Und wir schrieben noch nur den 3. Mai.

Nachmittags nahm ich mein Sonnenblumenöl auf den Markt, um einen gewaltigen Profit einzustreichen. Ich ging von einem zum anderen und war schließlich froh, als eine freundliche Aufkäuferin mir meinen Einkaufspreis bezahlte. Da ich die Empfangszeit im Wohnungsamt wieder verpaßt hatte, so blieben wir noch eine Nacht auf dem Bahnhofe.

Am nächsten Morgen nahm ich meine Frau mit; wir mußten für einen Unterschlupf sorgen, und, dem Fingerzeige des freundlichen Beamten in der Gesandtschaft folgend, wäre es besser, wenn die bessere Ehehälfte mitginge. Wir gingen also vergnügt los. Als wir aber an einen offenen Markt gelangten, bat ich meine Frau rechts um die Ecke zu gehen und mich auf der ersten Bank des Boulevards zu erwarten. Ich mußte noch das mitgebrachte Leder verkaufen. Ich war endlich froh, einen Liebhaber zu finden und ging meine Frau aufzusuchen. Wen ich aber nicht fand, war sie. Ich schaute nach allen Seiten, keine Spur von ihr, endlich umgehe ich den großen Häuserblock, doch vergebens. Schließlich setzte ich mich auf die Bank und warte. Es vergeht eine gute Viertelstunde, da fällt mir ein, daß fast in jeder Frauenseele eine starke Portion Oppositionsgeistes ist. Ich springe auf und laufe zur linken Seite. Wirklich da sitzt sie. Als ich aber nur meinen Mund öffnen will, um einen vorsichtigen Vorwurf zu versuchen, ergießt sich auf mein Haupt auch schon ein unendlicher Redeschwall, daß ich so lange fort geblieben sei. Lautlos fasse ich sie unter den Arm und eile unserem Ziele zu.

In einem mit Möbel überfüllten Raume empfängt uns eine sehr freundliche deutsche Dame. Sie war äußerst entgegenkommend und gab uns ein Schreiben an den Kommandanten des Lagers der deutschen Gefangenen und Rückwanderer, uns aufzunehmen. Wir eilten zum Bahnhof zurück, nahmen die Sachen und mieteten uns einen modernen Einspänner, der nur zwei Räder besaß und von einem Menschen geschoben wurde. Der Volksmund nannte diese Gefährte Trotzky.

Der Lagerkommandant — ein bayerischer Kommunist — empfing uns nicht überschwenglich freundlich, überließ uns aber drei Betten in einem freundlichen, hellen Klassenzimmer, wo schon bereits 50 bis 60 Rückwanderer, und Rußlanddeutsche sich befanden. Drei Betten mit einem sehr schmallen Durchgang zwischen ihnen war wohl etwas wenig für fünf Personen; es ging aber doch.

Brot gab es täglich ein Pfund pro Mann, außerdem zweimal heißes Wasser und einmal Mittagessen. Das Essen war sehr schlecht, gewöhnlich nur eine übelriechende Kohlsuppe. Es sollte auch etwas Fleisch geben, es schwamm auch hin und wieder etwas Unbestimmbares in der Suppe herum, dafür aber wurden plötzlich circa 300 Pfund Fleisch auf dem Hinterhofe vergraben, als eine Revision vorgenommen werden sollte.

Die Reichsdeutschen bekamen dasselbe Essen, außerdem aber wurden unter ihnen monatlich einmal noch wundervolle deutsche Heringe verteilt. Abendbrot gab es nicht, ein jeder mußte sich wissen und die Mehrheit

tat es auch.

Die Zeit bis zum 15. Mai verstrich sehr rasch. Ich traf in dieser Zeit eine Menge alter Bekannter aus meiner Heimat, darunter war aber kein Deutscher oder Russe, sondern nur Juden. Alle fühlten sich sehr gut und hatten ihr gutes Auskommen.

Im Lager selbst aber wurde ich mit einigen Mennoniten bekannt, die ebenfalls nach Deutschland wollten. Dort war Heinrich A. Klassen, der Bruder meines Onkels. Er wirkte bereits viele Monate um einen Paß, da er aber früher Gutsbesitzer war, so war sein Gesuch abgelehnt worden. Im Juli verließ er bereits krank (Wassersucht) das Lager und starb nächsten Winter.

Dann war dort noch eine Familie Dyck aus Jekaterinodar. Dyck war der Vertreter der International Harvester Company gewesen und fuhr nun zu seiner verheirateten Tochter in Deutschland. Mit ihm waren seine Frau und die jüngste Tochter. Letztere erkrankte an Fleckentyphus, und als sie geheilt ins Lages zurück kehrte, waren ihre Eltern beide an derselben Krankheit gestorben.

Hier begegneten wir auch noch Frau Möwius, einer geb. Katharina Jakob Fast. Ihr Mann war bereits im Auslande, ihr Schwager aber, der ebenfalls auswandern wollte, war mit seiner Frau in Charkow am Fleckentyphus gestorben. Die vier Söhne der Verstorbenen wurden von ihrer Tante in musterhafter Weise betreut und später auch ins Ausland gebracht.

Im allgemeinen war der Fleckentyphus die ärgste Geißel Rußlands in dieser Zeit, besonders in den Wintermonaten, im Sommer dagegen verschwand er fast vollständig. Auch die Deutschen, obzwar sie viel reinlicher als die Russen waren, blieben nicht verschont, und einige Familien sind in den Lagern Charkows und Moskaus restlos ausgestorben.

Der Verbreiter der Krankheit ist ja bekanntlich die Laus. In unserem Lager herrschte eine peinliche Sauberkeit; jeden Tag wurde der Fußboden mit einer antiseptischen Mischung rein gewaschen. Auch die Bewohner der einzelnen Räume wehrten sich nach Möglichkeit gegen diese Parasiten, indem sie eine Stunde vor dem offiziellen Aufstehen sich in ihren Betten vorsichtig aufrichteten und täglich eine mörderische Entlausung vornahmen. Es half aber nur wenig, da fast in jedem Zimmer sich einige Personen befanden, die es nicht taten und täglich neue Massen auswandern ließen. In unserem Zimmer z. B. war eine bejahrte Lehrerin, die bestimmt einige Pfund leichter geworden wäre, wenn man sie einmal gänzlich entlaust hätte. Da keine Vorstellungen halfen, so war der Kommandant gezwungen, sie in ein anderes Lager abzuschieben.

Auch wir blieben von der Krankheit nicht verschont. Zuerst erkrankte in sehr schwerer Form der älteste Sohn, Alexander. Die Aerzte hatten auf seine Genesung bereits keine Hoffnung mehr, als eine Besserung eintrat und er nach 1½ Monaten wieder zu uns zurückkehrte.

Zwei Tage später fühlte sich meine Frau nicht recht wohl; ich aber mußte meinen täglichen Rundgang machen. Als ich das Ministerium des Aeußern verließ und auf dem Zentralny Boulevard ins Lager ging, senkte sich plötzlich ein Schleier vor meine Augen. In solcher Verfassung ging ich zwei Quartale, dann klärten sich wieder die Augen. Ich kam glücklich nachhause, legte mich aber gleich nieder. Um 7 — 8 Uhr abends kam immer der Feldscherer und fragte, ob Kranke im Zimmer seien. Man meldete uns, wir mußten mit ihm in das kleine Hospital des Lagers gehen und dort übernächtigen. Am nächsten Morgen kam der Arzt, ein halbausstudierter ungarischer Student. Wir

beide waren in halbbesinnungslosem Zustande. Ich kann mich nur erinnern, daß der Arzt und Feldscherer sich über meine Krankheit nicht einigen konnten und der erste auf einige Stellen der Brust mit seinem Finger stieß.

Etwas später kam ein Truck vorgefahren, lud alle Kranken des Tages, 7 bis 8 Mann, auf und brachte sie in ein Hospital in der Stadt: die nationalisierte prachtvolle Wohnung eines Millionärs. Hier schnitt man uns allen ganz kurz die Haare und verteilte uns in verschiedene Zimmer. Meine Frau kam in den prachtvollen Saal, während ich im Nebenzimmer ein Bett angewiesen bekam. Ich legte mich gleich nieder und verlor die Besinnung. Nach zwei Tagen kam ich wieder zu mir und fühlte mich ganz gesund, nur furchtbar schwach. Neben mir lag ein sehr sympathischer galizianischer Jude, er sprach ausgezeichnet deutsch. Er erzählte mir, daß ich die Zeit über in einer ihm unverständlichen Sprache phantasiert hätte; es wird doch wohl unser Plattdeutsch gewesen sein, da meine Gedanken stets in Chortitz gewesen waren. Der Nachbar muß ein Kommunist gewesen sein, da ihm eine Rückkehr in die Heimat verboten war.

Die Behandlung der Kranken war sehr gut, nur das Essen ungemein schlecht und es herrschte ein großer Mangel an Medikamenten. Die Kräfte kehrten nur langsam zurück. Eine kräftige Mithilfe bildete die amerikanische kondensierte Milch der A. M. R. A., die Professor Miller unseren jüngsten Kindern in einem Lebensmittelpaket hatte zukommen lassen. Der Appetit aber wurde niemals ganz gestillt, bis ich erfuhr, daß ich noch mindestens 32 andere Lebewesen zu ernähren hatte. Ich bekam nämlich ein ziemlich unangehmemes Jukken auf dem Kopfe. Ich nahm von meines Frau einen dichten Kamm, fand an einem Fenster einen versteckten Platz, und in einigen Minuten lagen 32 zerquetschte Leichen auf einem Stück Papier. Ich war für immer geheilt.

Nach ungefähr vier Wochen verließ ich als erster das Krankenhaus, dann kam meine Frau und noch später der Sohn. Sogleich nahm ich meine Gänge in die Stadt wieder auf. Im Ministerium fand ich schwarz auf weiß die Regeln zur Erlangung eines Passes: 1.) ein regelrechter russischer Paß mit dem Vermerk, daß man in Moskau seine Wohnung habe, 2.) eine Bestätigung der G. P. U., daß man politisch ungefährlich sei, 3.) die Unterschrift von 4 Personen, daß man im Auslande nichts gegen die Sowjets unternehmen würde. Zwei von diesen Unterschriften mußten Kommunisten gehören und 4.) eine Photographie jedes Familiengliedes.

Die Millionen begannen zu fliegen. Mit einigen Millionen wurde der vierten Bedingung genügt, die dritte versprach mir unentgeltlich ein Glaubensbruder in Moskau zu verschaffen.

Schwerer aber schon war die erste. Nach einigen Visiten auf der Polizei, die übrigens ungemein freundlich und zuvorkommend war, bekam ich einen regelrechten russischen Paß. Das Hauskomitee meines Vetters erklärte sich bereit, gegen eine gewisse Vergütigung uns als Hausbewohner aufzunehmen und für einige Millionen Gebühren auf der Polizei zu registrieren.

Die Millionen begannen zu tauen wie der Schnee im Juni. Noch vor meiner Krankheit ließ ich fast mein ganzes Geld aus Deutschland nach Rußland kommen. Die Überweisung des Geldes sollte fast eine Million Rubel kosten, doch einer der Beamten der Gesandtschaft fand einen Ausweg, so daß ich das Geld voll ausbezahlt bekam.

Schluß folgt.

PETER KLASSEN

Dee Poiſenſchtreiaſch

(Dick enn Block bijäyjni ſitj opi Schtap biem Graushopajeſt ſchtreii. See ſeeni ſitj nijh, bot ſitj äyri Waoygis febiejiſaoyri ſen. Bie Dick faoyt ſien Fraunz, bie Block ſien Jaſch. Block ſit Dick enn ....).

Block: Hao! Hao, Jaſch! Hool n'bät ſchtel! Etj wel Dick dee Gloyji läſi wäyjins dee Riwilutßjon ....

Dick: Schtap, Fraunz!Etj mot met Block n'bät naobri. (Schprinjt fom Waoygi enn jeit nao Block).

Haßt jiheyt, Block, waut enni Welt nijh aulis fäajeit? Dit's ji eenfach taom daumlijh waoyri ....

Block: (Sea jnerijh). Wada ni Riwilutßion, He...?!

Dick: Waut beßt dol?! Haud etj woa nijh rajht? Schtemd mieni Räytjninj wol nijh aus Auntji tao Metz enn Trientji taom Schaldoyk?

Block: Aus dee Füßt ap't Oyg, ſoo ſchtemd ſee, enn wan etj mieni Natüa nü naojintj, dann jaoyſchtild etj die derjh, daut die daut Räytjni fegaoni ....

Dick: (Unjabratjt). Sie jiſcheit, Menſch! Waut hab etj die dan nü jidaoni, daut dü ſoo üta die beßt.

Block: S—o—o—o ..! Nuſcht jidaoni! — Eyſcht räytjinßt mie fäa, daut it 'ni Riwilutßjoon jeſt. Etj jlew die daut .... Muta feſchtatjt aul ſooni Sachi, aus ons dee rodi Tjräti en Rußlaund foytjinaomi haudi, aoba dee Riwilutßjon tjemt nijh! Enn fondaoyg ßimorjis wauſcht Muta mie gaunz äytjlijh dän Kop, wiels ſee äa Somatjleet nijh büti jilaoti haud enn nü aulis wada fäakraomi mot. Enn baowindren haft dee duſilja Klaoßi fon Superb dee gaunzi Jiſchijht noch enni Warti jiſchtalt! It's taom Wildwaoyri!

Dick: Dü haudßt Klaoßi dee Jiſchijht nijh fetali ſult.

Block: Nijh fetali ſult! Wäa docht daoyraun, daut dee üt dee paoa Weyd, dee etj fauli leet, ſoon Grootit maoyki wurd!? Fer däm ſee die blooß fäa! Dee es ſoo jiſcheit, daut hee daut Graus waußi heyt enn em Dießtri ſit aus 'ni Kaut. Paus op, dee lajht ons bie eyſchta Jiläyjinheit wada 'nen!

Dick: Laot am doch! Dann kaom wie op ſooni Aoyt doch uk eni Zeitungi enn waoyri biriemt ....

Block: (Sea jeſtijh). Soo aus hee meent, daut hee es?!

Dick: Nao biriemt ſeni es däm weß nijh; weens nijh nao 'ni riwilutſchjonäri Biriemtheit. Dee Lied ſajhi, dree Tſchekißti habi maol op ſienim Pukil met äyri Schompils (eiſerne Ladeſtöcke) Dreeſchlag ſchlaoygi.

Jaſch: (Es nao Fraunz jigaoni). Dee beid Oolaſch maoki maol wada Riwilutßion. (Lacht). Weli ons hinjri Peyd eent aunſchmeytji, dee ſeeni daut weß nijh.

Fraunz: (Dreit ſitj 'ni Schmeytj enn reytjt Jaſch dän Tobaksbiedil), 'ni Schtund lang ſchtao wie hia nü weß wada. Mien Faoda haft aul wada niei Auteytjins entdatjt, daut it en Canada ni Riwilutßjon jeſt, enn dan weet hee aoni Enjh tao fetali. (Unjahooli ſitj em Schtelin).

Dick: (Fuchtilt met dee Hänj, ſea lüd). Daoytoo wurd etj mienin Pukil nijh häyjäwi weli ....

Block: (Unjabratjt, jnerijh). Enn nü es Klaoßi wol het, hee kun hia maol wada „Schompilborſcht“ tjriei enn nü wel hee aulim enbili, daut ..

Dick: (Aoyjalijh). Sie die mau nijh tao ſejha, daut dü nijh uk noch in canädiſchin „Schompil“ tao ſchmatji tjrijhßt! — Waut nijh es, kaun kaomi, enn manjhmaol tjemt

soont sea schneidijh....

Block: Dü meenßt 'ni Riwilutsjon!?!

Dick: Na schuur doch! Wäa seßt mau sieni Fief toop haft, kaun sitj daut aun sieni tiein Finjasch aufräytjni, daut it....

Block: (enjßtlijh). Daut it ni Riwilutsjon jeft?!

Dick: Ajbetjuu! (Etj wad drop!).

Block: Mensch! —Meenßt dü daut wertjlijh soo? Haßt dü wada waut Riwilutsjionärit utjiräytjint?

Dick: Nijh etj, aoba dee Loon Kompanie. Enn wiels dän äyri Räytjninj mie nijh schtemt, schtemt mieni Räytjninj foni Riwilutsjon haoajinau. Haft ons Naoba McNeil die nijh fetalt, woo't am jeit?

Block: Hee fetald mie jißtri waut daoyfon, aoba etj feschtunt nijh fäl fon däm, waut hee aulis säd. Woo haft sijh daut soorajht met däm enn dee Loon Kompanie? Etj docht ema, dee Maun wea goot auf, enn nü hafta platzlijh äwa Nacht absolütimang äwerhaupt gaoynuscht.

Dick: Daut tjemt aulis fom Räytjni! Dee ooli Solßki säd aul aus etj noch nao School jintj, daut..

Block: (Unjabratjt, aoyjalijh). Waut Solßki enn dee Blockschi sädi, aus dü too Welt kaumßt, weet etj aul lang! Waut tjemt fom Räytjni?

Dick: Aulis! — Rein aulis! Enn wäa mea aus Jret em Kop haft, kaun sitj daut leijht üträytjni, waoyrom.....

Block: (Jewrijh). Waoyrom McNeil fon sieni Farm rauf mot!?

Dick: Uk daut! Dee mot rauf, wiels dee Loon Kompanie soo fäl bäta tao räytjni feschteit aus hee.

Block: (Sea jnerijh). Noch bäta aus dü!?!

Dick: Mensch! — (Bidajhtijh). Wann etj soo tao räytjni feschtunt aus dee, dann weyr etj auf weens twee Jaoa en Dietschlaund enn waond daoa woa aum Rhein en eenim grootin Ritaschlot enn läwd fom Jireedin, daut etj mie enn Canada en tiein Jaoa toopjiräytjint haud.

Block: Enn beltjßt met Quiring, Schröda, Superbschi Klaoßi enn Konsorti: „Heil Hitla!"?

Dick: Aulis waut see fon mie felangdi! — — Enn säd Hitla tao sieni Jungis: „Marsch nach dem Osten!" dann jinj etj selfßt enn mieni twee boys uk noch met, enn dan wud it aundasch dooni aus opi Gaofajagt.

Block: (Enn groota Entreßtung). Mensch, bidentj doch waut dü sajhßt! Enn onsi mennischi Wäyloosijhkeit?

Dick: (Met jibauldi Füßti enn traonindi Oygi). Etj tjan mau dree wäyloosi Mennißti.... enn wea etj ea wäyhauft jiwordi, dan läwt onsi Greet noch.... etj haud ar radi kunt.... dee dree Schindasch haud etj leijht äwrim Hüpi knauli kunt, ea see ar.... dü weetßt ji! — Aoba etj schlaoych see eyscht daol, aus see mie aunfungi tao maoyrtri.... Disi Schmaoari schtaumi fon don...

Block: Daut weet etj! Mieni schtaumi uk üt dee Tiet, aoba woo räytjint dee Loon Kompanie, daut McNeil sieni Faorm met eenmaol nijh mea sieni es?

Dick: Well, — dan mot etj wiet üthaoli, aoba wan dü oppaußt, waoyscht ji wol daoahinja kaomi, enn jie uk, Jungis. Daut's ema goot wan eena maol heyt enn sit, woo aundri räytjni. (Dee Jungis kaomi naoda).

Also: 1929 haud McNeil 'ni haulwi Setjschen Laund, dee met Jibieda toop äyri 8000 Daola weyt wea. Daut meent 25 Daola di Aka,— ons Laund es nijh bäta, enn wie kofti it tao 40 Daola dän Aka. Sien Inventaoa wea weens 2000 Daola weyt; aundri Schuldi haud hee nijh, aus daut hee dee Loon Kompanie auni Morgadsch (Hypothek) noch 2500 Daola schuldig wea. Don kaumi dee



Instrukteure, die das Einrichten der Sanitätszüge leiteten in Moskau.



Beim Straßenbau in der Krim im Jahre 1915.



Sanitäter in der Tür einer Sanitäts-„Tjepluschka.“

Sanitäter des Roten Kreuzes.

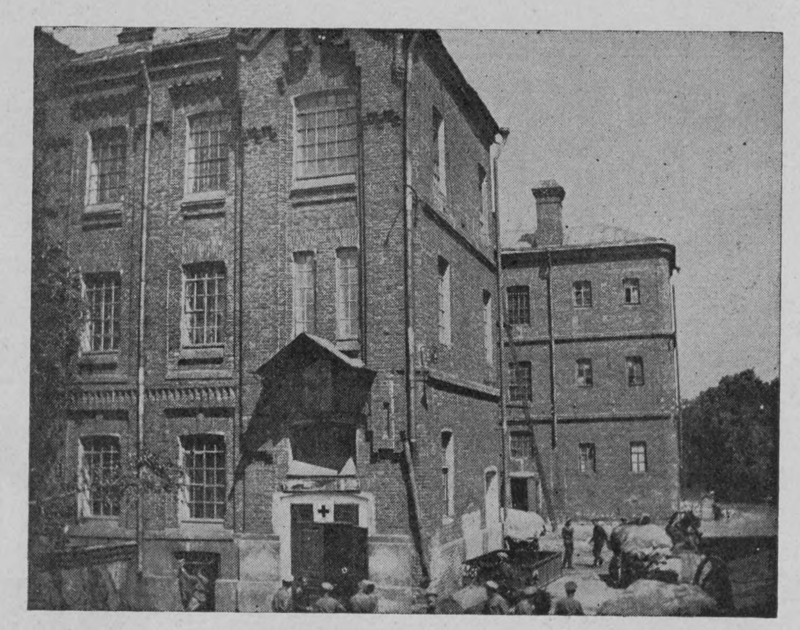




Beim Straßenbau in der Krim.



In den Wäldern bei Petersburg, wo Brennholz zubereitet wurde.



Kaserne der Sanitäter in Moskau.

Mißarnti enn dee Dipreßjon. McNeil wort däm Dokta, Hoßpital enn dee Schtoalied bot nü soo 'n 1000 Daola schuldijh. Sien Femeyji wea don enn es nü noch goot sieni 10,000 Daola weyt. Aulis waut hee don haud, haft hee uk nü noch, enn it es en'in bäta Schäp, (Tooschtaunt), aus it don wea. Tratj von 10,000 Daola 3500 Daola auf, dee hee schuldijh es, dan suli am doch noch 6,500 Daola bliewi, woofon hee dan freilijh noch dee Zinsi aun dee Loon Kompanie taoli mußt. Dee Schtoalied nämi hia tjeeni Zinsi foni Reliefnäma.

Latztin Friedach nü tjreyjh McNeil foni Loon Kompanie 'n Breef, enn dee schrift am, daut see bie dee Edschoßtment Board enjireytjt haft, daut hee fon sieni Faoyrm rauf saul, wiels hee foni 1930 aun nijh Zinsi jitaolt haft enn wiels sieni Faoyrm mit Infentaoa toop nijh mea so fäl weyt es, aus hee dee Kompanie schuldij es....

Block: Di Düsind!! —— Woo haft sitj daut!? — Nü säli platzlijh 10,000 Daola Weyt nijh taoreytji, dee Kompanie 3500 Daola Schuldi enn fe fief Jaoa dee Zinsi tao bitaoli! Daut feschtao etj nijh!

Dick: Etj hab die aul ema jisajht, daut dü nijh tao räytjni feschteißt. Aoba soo goot aus dee Kompanie feschtao etj it uk noch nijh; doch wan dee Riwilutsjon nijh boolt tjemt, dan leyr etj mie daut met dee Tiet uk noch. Waut nijh es — kaun kaomi, waut eena nijh weet — kaun eena lehri!

Block: Enn woo räytjint dee Kompanie dan?

Dick: Gaunz eenfach! See schrift McNeil klaoa enn dietlijh: Wiels hee disi Jaori nijh haft Zinsi jitaolt, es sieni Schult met Zins enn Zinsenszins tao 4,099 Daola 35 Zent aunjiwoßi; 131 Daola 17 Zent haft see wäyjin am Expenses jihaut — tootaul Schuld 4230 Daola 52 Zent. Sieni Faoyrm aoba es met Inventaoa toop nijh mea aus 4000 Daola weyt. Enn wiels hee noch aundri Schuldi haft, nemt see sieni Faoyrm; hee saul muwi enn....

Block: Enn dee Edschoßtment Baoard, waut sajht dee daoytoo?

Dick: Dee....!? Dee haft dee Kompanie doch erlaupt, 'ni Foorelooschür, woo daut Dintj mennisch heet, weet etj nijh, too maoyki!

Block: Enn waut sajht McNeil daoytoo?

Dick: Waut dee tao mie daoyräwa säd, waoa etj eni Jungis äyri Jäjiwaoat nijh wadahaoli, aoba hee meend, soofäl wea sejha: Wan daut nijh boolt aundasch wort, dan wurdi dee Faoyrma maol met dee Kompanie ferätjni, enn dann kun it payßeyri, daut en Canada mau eeni eennßjhi Kompanie äwabliewi wurd — dee „Faoyrma enn Aoybeida-Kompanie Limited", enn dan wurd dee auleen baußi, soo aus en Rußlaund. Hee meend, soo goot aus enn Rußlaund wea daut naoanijh! Daoa gauf it keeni aundri Baußi aus daut Foltj selfßt, enn daut wea ni iedeauli Demokratie. Sooni weli see hia ük habi! Enn nü weyrit hejhßto Tiet fer e Tschänsch. (Watjsil).

Block: Jasch, weli rausch naohüs faoyri! Muta wul fondaog dee Sachi fäatjriei, dee see feschtopt haft. Etj jleew, it's bäta, see lat dee noch n'bät daoa, waoa dee sejha sent. (Dick enn Fraunz gaoni nao ärim Waoygi). Mie tjemt' soo fäa, Dick, dü haßt wada rajht! Etj feschtunt mau nijh aulis, waut McNeil säd, aoba waut hee säd, moyk mie grusli! Hee tjreyjh ni Atjßt tao hooli, fuchtild daoymet en'i Loft rom enn breld, aus wea hee rein feretjt jiwordi: „Färäjnasch (Utlända) enn Kaupitalißti no good, no good! Wie driew dee aut oda kill dem all!" Dit feschtunt etj ji noch tao Noot, aoba waut hee daoa fon Hitla, Ditjtautasch enn Fauschißti säd, daut send

se mie beemschi Weela ....

Dick: Waut dee Canädia äwa Hitla enn daut niejhi Dietschlaund saji, kaun etj aul ütwandijh! — Aulis, waut en äyri Bläda jäyji Dietschlaund jihetzt waoyt, daut jleewi see opt Woyt, enn wan daut Sowjet-Rußlaund fehimilt waoyt, daut jlewi see uk opt Woyt! Enn wel eena an äwa dee Fiheltnißi en Dietschlaund enn en Rußlaund 'n bät optjläri, saji see äwaleji „I don't belive it! I belive my own paper!" (Etj jleew daut nijh! Etj jleew mau waut mieni Zeitungi saji). Aoba wann daut hia noch lang baowi enn unji enn disi Rejhtunk wajhjeit, dan tjen wie daut noch biläwi, daut ....

Block: Faoa, Jasch, daut wie naohüs kaomi! Gudbei, Dick!

Dick: Gudbei! — Enn, ... eh! (Schleit meti Haund). Laot am faohri! .... 't jeit ji schließlich doch aulis enn'i Brom! Faoa, Fraunz, daut wie taom Enj kaohmi ....

A.P. KLASSEN

Wie einst im Mai

Wer da denkt, daß das Dorf Maiental immer nur in Frühlingspracht erstrahle, der hat sich von dem Namen irre führen lassen. Der rauhe Winter machte auch in Maiental seinen jährlichen Besuch und hüllte alles in Schnee und Eis. Aber im Monat Mai — es gibt wohl kein zweites Dorf, das diesen Namen trägt, so daß man ruhig sagen kann: aber im Monat Mai war kein Dorf, das sich mit solchem Recht Maiental hätte nennen können, wie eben Maiental. Daß es im herrlichen Tal und am Silberflusse gelegen und von Gärten und grünen Fluren umgeben war, daß auf Beeten, in Feld und Wald die schönsten Blumen blühten, daß am Morgen der Tau in ihren Kelchen diamanten glänzte, am Tage die Sonne am blauen Himmel lachte und die Tautropfen wegküßte, daß am Abend die Nachtigallen in den Büschen sangen und der Mond alles mit seinem geheimnisvollen Schein überflutete — all das braucht und kann nicht erschöpfend beschrieben werden. Der Mai in Maiental kann eben nur erlebt werden und zwar von jedem nach seiner Art.

So erlebte ihn auch Franz Dahl. Er war der 17-jährige Sohn eines gut gestellten — wenigstens wirtschaftlich gut gestellten — Bauern. Als solcher hatte er die Möglichkeit gehabt, sich eine einigermaßen bessere Bildung und einen feineren Kunstsinn — sagen wir — Geschmack anzueignen.

Jeder Blumengarten ist gewissermaßen eine Kunstausstellung und erfreut des Menschen Herz mit seiner Pracht. Nun liegt aber außer dem Schönheitssinn auch eine gewisse Portion Egoismus dem Menschen im Blute, und er möchte alles, was ihm gefällt, für sich haben. Die beste Blume steckt er sich ins Knopfloch. Was Wunder, wenn auch Franz mit geschwollenen Gefühlen, sehnsüchtigem Herzen — kurz, in Maienstimmung — durch Maiental lief und den innigsten Wunsch hegte, Kirschner's Lieschen für sich zu haben. War es Liebe oder Verliebtheit, wer kann's wissen? Aber so viel wissen wir — er wurde durchgeprügelt. Was hat denn Prügel mit Liebe zu tun? In rußländischen mennonitischen Dörfern hatten Prügel und Liebe oft sehr viel, fast so viel wie Rosen und Dornen miteinander zu tun.

Der 18-jährige David Höppner schleppte auch seinen Geschmack und seinen Egoisten in seinem Busen mit sich durch Maientals Mai. Sein Geschmack und seine Selbstsucht waren denjenigen Franz Dahl's ebenbürtig. Wie das nun so ist, wenn zwei wilde Jungen nach ein und derselben Rose greifen, wird der eine gestochen oder verprügelt. Das war einstweilen Franz Dahl. Da er sich aber benachteiligt glaubte, fühlte er sich gedrungen, die Angelegenheit zu ordnen, und wußte durch seine Freigebigkeit mehrere Altersgenossen für die Gerechtigkeit einzustimmen. Diese Schar Jungen lag nun allabendlich auf der Lauer, um David Höppner abzufangen und ihm seine Ausgaben ausnahmsweise uneigennützig mit Zinsen zurückzuerstatten. Höppner war aber zufällig auch nicht mehr so selbstsüchtig und wollte auf solchen Ausgleich verzichten. Das konnte er jedoch nur in der Weise tun, daß er abends ständig hübsch zuhause blieb. Mit der Zeit fiel Höppner's Eltern die veränderte Lebensart ihres Sohnes auf, und die ganze Geschichte, d. h. ohne den Liebesroman, kam aus dem Dunkel der Frühlingsabende an's Tageslicht.

Als ehrwürdiger Mann konnte Vater Höppner diese unwürdige Sache nicht so gehen lassen, und er machte sich auf den Weg zu Dahls, um sie christlicher Weise zu schlichten.

„G'n Dach!" sagte er, als er zu Dahl auf die Veranda kam.

„Dankscheen, dankscheen," entgegnete dieser und rückte für seinen Gast einen Stuhl zurecht, indem er fortfuhr „goot, daut dü jikaomi beßt. Es daut fondaoyg nijh een wundabaoa harlijha Sindachnaomedach!? Wäa waoyt daoa läsi aoda schlaopi, 't es aus wan urschent toom Schpizeeri jimaoykt.s

Hierbei haute er sich jovial mit der flachen Hand auf das Knie.

„Mm, jao," sagte Höppner gedehnt, „spizeeri dieni Tjinja?"

„Natierlijh dooni si daut. Dü tjemßt doch nijh nao mieni Tjinja huleii? Aoda kaomi dieni uk noch häa?" fragte Dahl im gemütlichen Konversationston.

„Nä," wehrte Höppner ab und sah versonnen auf den Hof, wo sich zwei Hähne heftig bekämpften, und fuhr dann fort „mieni Jungis kaomi nijh häa, enn etj tjeem nao die, en jraoz wäyjin onsi Tjinja."

„Aus nämlich?" warf Dahl leicht hin. Höppner besann sich wieder etwas und fragte dann:

„Woo jifelt die daut, wan sijh dieni Haons daoa soo bloodrijh haki?"

„Och, daut jiheyt sijh soo. See moti doch ütproowi, wäa daoa Har opm Hof es," erklärte Dahl.

„Na jao, daut sen onfeninftji Tieri; aoba wan it Menschi, jungi Menschi weeri?" fragte Höppner weiter.

„Bie jungi Menschi es daut soo, aus maun daut fom Pak sajt: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich," war Dahl's Antwort. Höppner runzelte die Stirn. Jhm gefielen Dahl's Ansichten heute nicht, auch schien es ihm, als käme er nicht vorwärts. Daher legte er direkt auf das Ziel los und sagte:

„See maol, Brooda, mien Doft haft dienen Fraunz fepriejelt. Wißt dü daut?"

Dahl vermeinte die Absicht seines Gastes zu merken und beruhigte daher:

„Jao, etj wißt daut. Aoba daut's 'ni ooli Jischijht; wäa dentjt noch daoyraun? Laot daut maun seni. En dan es daut Fraunz sieni eyjni Schult: woorom leet'ta sijh fepriejli!"

Das schien Höppner etwas einzuleuchten, jedoch die Geschichte hatte nun noch eine Fortsetzung, unnd dies war ja das Wichtigste dabei. Also ergriff er wieder das Wort:

„Daut kun wol schtemi, aoba dien Fraunz met noch aundri jungi Tjeedels weli mienin Doft nü fepriejli en lüri am aulawäyjes op, so daut hee daut Hüs nijh mea felaoti kaun. Es soont feninstijh, es soont tootoolaoti unja tjrißtlijhi Femieljis?"

Dahl hatte interessiert zugehört, wußte er doch nichts von diesem Nachspiel. Er wurde etwas erregt, doch nicht über die Verdorbenheit der Jugend von heute. Ein undefinierbares Gefühl schlich in seine Brust: da war etwas rehabilitierte Ehre, etwas Vaterstolz und aber auch etwas Peinliches.

„Waut tjän wie daoybie dooni," fragte er unschlüssig.

Jetzt war Höppner am Ziele und sagte:

„Wel wie de Jungis toop brinji, an saji, see säli sitj feseeni en dit fejäti, en aulis saul wada soo seni aus freyja."

„Daut es ji scheen en goot," sagte Dahl etwas zögernd, „aoba woo haft sijh daut: mien Jung haft sieni Priejil wajh, enn diena tjemt ji dan daoyraoni auf!"

Was heißt völkisch?

Von Heinrich Schröder

Tschto snatschitj? Wos haist? würde Rosow aus Sinjelnjikowo gefragt haben .... Die Juden konnten diese Frage übrigens — wenn sie unter sich, wenn sie unter „is naschich" waren — schon immer einmütig beantworten. Die Völker der arischen Welt dagegen, beginnen erst jetzt im 20. Jahrhundert mit der Fragestellung und sind sich in der Beantwortung noch lange nicht einig.

Was heißt für uns Deutsche völkisch? — Der Begriff v ö l k i s c h wird am leichtesten klar auf dem Wege über den Begriff V o l k. Was heißt denn Volk? Welches sind die Bedingungen, die ein Volk entstehen lassen?

Ein Volk entsteht erstens durch die Gemeinschaft gleichen oder verwandten Blutes. Das gleiche oder verwandte Blut bildet die Substanz, bildet die i n n e r e E i n h e i t jedes Volkes.

Dort, wo fremdartiges Blut in größerem Masse in ein Volk eindringt, ist die innere Einheit erschüttert, ist sein Bestand bedroht. Fremdartiges Blut bedeutet darum für jede Volkseinheit G i f t.

Ein Volk ist nur ausnahmsweise heute im 20. Jahrhundert auch gleichzeitig R a s s e. Fast alle Völker der Erde stellen gegenwärtig schon R a s s e n g e m i s c h e dar.

Bei den N o r w e g e r n fällt der Begriff „Volk" mit dem Begriff „nordische Rasse" noch fast zusammen. Hier hat sich das Volk noch am reinsten erhalten. Das deutsche Volk dagegen ist schon ein Rassengemisch. Die nordische, fälische, dinarische, ostische, ostbaltische und westische Rasse haben es geformt. Diese s e c h s Rassen sind verwandt und werden unter dem Begriff „a r i s c h e R a s s e" zusammengefaßt.

Im deutschen Volke überwiegt die nordische Rasse schwach. Das deutsche Volk ist im allgemeinen betrachtet ein Volk arischer Rasse, im besonderen, ein Volk n o c h vorwiegend nordischer Rasse.

Zu der natürlichen Gemeinschaft eines Volkes gehört jedoch nicht nur gleiches oder artverwandtes Blut, sondern es tritt noch hinzu der Zusammenhang mit der Scholle, die Verbundenheti mit dem B o d e n. B l u t u n d B o d e n s i n d d i e

natürlichen Bedingungen, die zur Bildung eines Volkes führen und die seinen Bestand zu sichern haben.

Das frühere Oesterreich-Ungarn ist an der bunten Zusammensetzung seiner Reichsbewohner zusammengebrochen. Die Schweiz beherbergt drei verschiedene Völker, die Vereinigten Staaten noch viel mehr. Beide stellen politisch betrachtet eine verhältnismäßig starke Geschlossenheit dar. Und doch scheint es zweifelhaft zu sein, ob diese Staaten mit ihren verschiedenen Völkern solche Belastungsproben ertragen würden, wie sie etwa dem Deutschen Reich in den vergangenen 20 Jahren auferlegt wurden. Was den beiden Staaten ihre politische Einheit gewährt, ist in erster Linie nicht Boden und Blut, sondern eine ruhmvolle Geschichte. Bei diesen Staaten muß die Geschichte als Ersatz auftreten für die natürliche Bedingung des gleichen Blutes, die hier fehlt. Ob solch ein Ersatz im Zeitalter des Erwachens der Völker stark genug ist allen Stürmen erfolgreich zu widerstehen, bleibt abzuwarten. Ich persönlich bezweifle es.

Ich sagte schon, daß mit Ausnahme von Norwegen die Begriffe Volk und Rasse sich nicht mehr decken, wenigstens in Europa nicht. Volk und Rasse ist somit im allgemeinen nicht mehr dasselbe, obzwar jedes Volk rassisch bedingt ist. Die rassische Bedingung, der Blutstrom, bildet den Zusammenhang durch die Jahrhunderte, von Geschlecht zu Geschlecht.

Der Zusammenhang eines Volkes mit der Scholle, mit dem Boden, kommt am besten bei den einzelnen Landsmannschaften, bei den einzelnen Stämmen, zum Ausdruck.

Ein Volk ist in der Regel weder eine Rasse noch ein Stamm. Das deutsche Volk setzt sich nicht nur aus sechs verwandten Rassen zusammen, sondern gliedert sich nach verschiedenen mehr oder weniger verwandten Stämmen. Wir unterscheiden dabei die Altstämme, die eine mehr als tausendjährige Geschichte hinter sich haben, und die Neustämme, die im Laufe der Kolonisation und Ausdehnung entstanden sind.

Zu den Altstämmen gehören: Friesen (der älteste), Niedersachsen, Hessen, Thüringer, Bayern, Schwaben.

Als Neustämme kann man bezeichnen: Oesterreicher, Rheinländer, Mecklenburger, Märker, Schlesier, Pommer, Ostpreußen, Siebenbürger, Wolgadeutsche u. s. w.

Das niederländische Volk setzt sich aus denselben Rassen zusammen, wie das deutsche, und wird begründet von Friesen, Niedersachsen und Niederfranken. Bemerkbar macht sich übrigens in den Niederlanden, in manchen Gegenden, der Einschlag der Juden. Auch hier decken sich die Begriffe Rasse und Volk, Volk und Stamm nicht.

Im deutschen Volke wie im niederländischen ist die nordische Rasse am stärksten vertreten bei den Stämmen der Friesen und Niedersachsen. Am meisten nordisch sind die Nordfriesen an der Küste von Schleswig-Holstein. Die dinarische Rasse tritt am stärksten bei den Bayern und Oesterreichern in Erscheinung.

Auch die Begriffe Stamm und Rasse decken sich nirgends mehr vollkommen, sondern die einzelnen Stämme sind nur noch vorwiegend Angehörige einer bestimmten Rasse der arischen Rassengemeinschaft.

Die arische Rasse, die im deutschen Volke noch vorwiegend nordisch bedingt ist, und die Alt- und Neustämme bilden die Substanz, bilden die natürliche Einheit unseres Volkes.

Losgelöst vom deutschen Boden geht unser Volk, gehen unsere Stäm-

me meistens in fremden Völkern unter. Wieviele gute Deutsche haben allein in den Vereinigten Staaten, in den Räucherkästen von New York und Chicago, ihr Deutschtum aufgegeben, weil sie die Verbindung mit der deutschen Erde verloren hatten, weil sie die Verbindung mit dem Boden überhaupt verloren hatten, weil sie vielleicht noch mehr verloren hatten?

Genügt die Verbindung mit der Scholle und die Blutsreinheit allein um auf die Dauer die Zugehörigkeit zum Volk zu erhalten?

Kennen wir nicht genügend Fälle, wo unsere Deutschen ihr Deutschtum aufgegeben haben, auch dann, wenn sie Farmer waren. Gewiß, sie haben sich in der Regel länger halten können, als jene in den Räucherkästen.

Auf die Dauer aber erlagen auch sie, trotz den bei ihnen gegebenen natürlichen völkischen Bedingungen von Blut und Boden, den Einflüssen einer fremden Umwelt. Eine rühmliche Ausnahme unter den Rußlandfriesen in Amerika bilden die „Altkolonier", die nach Mexiko und Paraguay auswanderten.

Zum Begriff „völkisch" gehört mehr als die Einheit von Blut und Boden, gehört mehr als die natürlichen Bedingungen, die ein Volk bilden. Der Begriff „Volk" ist mit diesen zwei natürlichen Bedingungen noch lange nicht erschöpfend erläutert.

Man hat vor der nationalsozialistischen Revolution in Deutschland unter „Volk" oft den Pöbel gemeint. Wer sich zum „besseren Bürgertum" oder zum Adel zählte, der wollte nichts zu tun haben mit dem „gemeinen Volk."

Der vom Nationalsozialismus geprägte völkische Begriff „Volk" hat garnichts mit jener früheren Auffassung gemein. Wir verstehen heute unter Volk nicht den Pöbel, nicht den Abschaum der Menschheit, nicht eine Klasse oder einen Stand, sondern heute steht der Begriff über alle Stände und Berufe als Ganzes vor uns.

Volk bedeutet völkisch betrachtet, viel mehr als die Summe aller Stände und Berufe im Deutschen Reich. Der Begriff bedeutet viel mehr als die Masse der Menschen, als die bloße Zahl der Menschen. Er bedeutet viel mehr als die Zahl der Menschen deutschen Blutes, die im Reich und im Auslande wohnen.

Wer von uns Alt-Halbstädtern stand nicht einmal voller Ehrfurcht auf dem Alt-Halbstädter oder Neu-Halbstädter Friedhof? Wer von uns schaute nicht einmal voller Ehrfurcht vom „Kolonistenberg", beim schwäbischen Dörfchen Durlach oder Hoffental, auf das herrliche Molotschnatal und bewunderte die Natur und die Werke unserer Ahnen? Der Alt-Halbstädter Wald. Der Muntauer Wald! Die Anlagen bei der Schäferei (Altenheim). Der Ladekopper Wald. Der alte Rudnerweider Wald!

Wer von uns schwang nicht einmal voller Ehrfurcht seinen Hut oder seine Schülermütze vor Lehrer Kornelius A. Wiens. Wer von uns hat nicht mit Liebe und voller Ehrfurcht den Worten unseres Professors B. H. Unruh gelauscht?

Liebe und Ehrfurcht sind wesentliche Faktore die ein Volk zusammenhalten; sie bilden den Kitt, ohne den kein Volk auf die Dauer bestehen kann.

Die Liebe wird erzeugt durch das gemeinsame Blut. Wir liebten Kornelij Abramowitsch so sehr, weil in seiner graden, wahren, aufrichtigen Haltung unsere Art zu uns am deutlichsten sprach. Kein Russe, kein Bulgare, geschweige denn ein Jude, hätte jemals in der Haltung und Lebensweise eines Kornelius Wiens vor uns erscheinen können.

Sie alle hätten im besten Falle ähnliche Haltungen eingenommen; immer aber *ihrer* Art entsprechend: der Russe auf gut russisch, der Bulgare auf gut bulgarisch, der Jude auf gut jiddisch, niemals aber auf gut friesisch, auf gut nordisch.

Die Liebe hält uns als völkische Gemeinschaft zusammen.

Der Anblick unserer Molotschnawälder erzeugte in uns das Gefühl der Ehrfurcht. Sie bedeuteten für uns in der sonst baumlosen Steppe die ältesten Denkmäler unserer Ahnen. Durch sie sprach ein Johann Cornies, sprach ein D. A. Friesen oder Gärtner Enns zu uns. In den Wäldern erlebten wir Menschen am besten unsere Vergänglichkeit, unsere Kurzlebigkeit.

In der Gärtnerei zu Emden, Ostfriesland, mußte ich unwillkürlich länger verweilen. Ein Beet mit *Thymian* war Schuld daran.

Nach 15 Jahren wieder Thymiangeruch. Die Söhne der Alt-Halbstädter Steppe werden mich verstehen!

So ist unser sittliches Leben, das sittliche Leben unserer Ahnen und Urahnen aus Liebe und Ehrfurcht gewachsen. Sie die gleichen Blutes waren und im gemeinsamen Boden verwurzelt, konnten auf die Dauer niemals ohne Liebe und Ehrfurcht bestehen. Überall dort, wo keine Ehrfurcht mehr vorhanden ist, geht ein Stamm oder ein Volk rettungslos verloren. Ist nicht der Mangel an Ehrfurcht ein Grund der schnellen Assimilierung gewisser Familien und ganzer Kreise in Amerika?

Liebe und Ehrfurcht erhalten ihre Pflege in der *Familie*. Die Familie ist die Zelle des Volkes. Sie ist das kleinste organische Glied jeder völkischen Gemeinschaft. Sie muß unbedingt gesund sein. Wo ein Familienleben krank ist, wo es durch fremdartige Einflüsse aufgelockert ist, wo in ihrem Schoße keine Liebe und Ehrfurcht mehr gepflegt wird, da kann eine Volksgemeinschaft auf die Dauer nicht gedeihen. Sowjetrußland mag noch so sehr aufrüsten, es wird bei den kommenden Auseinandersetzungen unbedingt unterliegen, weil es die gesunde Urzelle — die Familie — aller Völker Rußlands zerstört hat!

So verstehen wir unter dem Begriff „völkisch“ nicht nur die natürliche Einheit von Blut und Boden, von Menschen gleicher Rasse auf gemeinsamer Erde, sondern wir verstehen darüber hinaus eine Lebensgemeinschaft, eine *Wesensgemeinschaft voller Liebe und Ehrfurcht!*

Völkische Gemeinschaft pflegen heißt für uns nicht nur dafür zu sorgen, daß unser noch vorwiegend nordisches Blut erhalten bleibt und gestärkt wird, oder daß unsere Gemeinschaft mit dem Boden verwurzelt bleibt respektiv dem Boden zurückgeführt wird, sondern völkische Gemeinschaft pflegen heißt in erster Linie dafür zu sorgen und dafür zu kämpfen, daß die Familie gesund erhalten bleibt resp. wieder gesund wird.

Eine Familie kann nur gesunden und gesund erhalten bleiben in einem gesunden *völkischen Staat*, in einem Volksstaat. „*Kein Mann gedeiht ohne Vaterland*“; dieses Wort unseres großen Marschendichters Theodor Storm bleibt ewig wahr. Haben wir es nicht in Rußland erlebt? Erleben unsere Volksgenossen und Stammgenossen es nicht auch in anderen Ländern? Entsprang der Ruf nach einem „Mennostaat“ nicht einer tiefen Sehnsucht? Auch im 20. Jahrhundert braucht ein Volk um seine Art um seine Familien zu erhalten noch Waffen.

Die Waffe des Volkes

zur Erhaltung seiner völkischen Art ist der völkische Staat, ist der Volksstaat.

Wir sagen in Deutschland zu „völkischer Staat" nationalsozialistischer Staat. Dieser neue Staat schützt und fördert die gesunde Familie, sorgt für die Reinerhaltung des Blutes, schützt den Boden und führt die Menschen dem Boden zurück, kämpft für eine glücklichere Zukunft aller Deutschen und ist damit wahrhaft völkisch!

FRITZ SENN

Hinterm Pflug | Stimmungen

Fortsetzung *)

Du bist durch uns mit Deinem Pflug gegangen
So fest und klar, wie durch ein Stoppelfeld
Der Bauer geht mit hoffendem Verlangen,
Wenn seinen Acker er im Herbst bestellt.

Wir dürfen schreiten — so wie Pflüger schreiten
Voll stillen Sinnens hinterm Pfluggespann....
Ein Weg nur, eine Furche soll uns leiten
Wie Pflüger, die dem Abendziele nah'n. —

Schwere Saaten in der Sonne stehn.
Bauern sind am Sensenschleifen....
Wie die Hitze flimmert! Nur die Wolken gehn,
Werfen hin und wieder Schattenstreifen.
Hier und da im Feld ein Bauer sinnt
Ahnungsvoll beim Aehrenraufen:
Wie die Ernte ihren Zauber spinnt
Zwischen Sonnenglanz und Schattenlaufen. —

Den Dichtern:
Ihr seid gepflügt, drum seid ihr auserwählt
Vom Pflüger als die fetten Weizengründe,
Die dick gedrängt mit Schuld und Sünde
Die Saaten zeugen, froststgestählt.
Ihr seid bestimmt, daß euch die Pflugschar schründe
Ganz so wie Deutschland — leidzerquält —
Ihr seid gepflügt — drum seid ihr auserwählt.

---

*) Fehlerberichtigung:
In der Fortsetzung des Juliheftes fehlen zwei Zeilen. Es kommt da auf Seite 218 nach Zeile 17, von unten gezählt, folgende Zeile:
Die blanke Pflugschar durch die harte Ackererde.
und nach Zeile 11:
Denn barsches Schweigen drückt das kindliche Gemüte,
In Zeile 22 soll es heißen: ... seh ich die Geschichte nah (nicht noch):

PETER KLASSEN

Der Wolf und der Kuckuck

„Auf Wiedersehn, Gevatterin!"
Sprach einst ein Wolf, vom Kuckuck scheidend.
„Ich gab mich blöder Hoffnung hin,
Daß man hier lebt', den Hader meidend;
Doch sind die Menschen und die Hunde
So hier wie dort in ew'gem Bunde!
Wie soll dabei man friedlich leben....
Und wär ich Engel, Streit müßt's geben!"

„Und geht dein Weg denn weit hinaus,
Wo du ein friedlich Volk willst finden,
Mit dem in Güte du kommst aus,
Das schweigend sich von dir läßt schinden?"

„Nun — Canada nennt man das Land,
Zu dem ich schnurgerad will wallen;
Dort hat man Hader nie gekannt....
Die Menschen laß ich mir gefallen!
Man sagt, da herrscht ein ew'ger Frieden,
Zank, Streit und Hader sind gemieden,
Da blüht der Eintracht holder Segen;
Da kann auch ich zur Ruh mich legen!"

„Viel Glück zur Reise, lieber Freund!
— Ich seh' nicht gut, doch wie mir's scheint,
Läßt du die Zähne und die Tücke
Gewiß in Rußland doch zurücke?"

„Blödsinn! Wollt ich die hier vergessen,
Wie könnt ich dort dann Lämmer fressen?!"

„Ku — kuk; ku — kuk," schallts höhnend im Gehölz,
„Auch dort in Canada erkennt man dich am Pelz!
Ku — kuk; ku — kuk! Der Eintracht Segen,
Blüht nicht auf großer Schreier Wegen!"

Onkel Peters Geschichtenverein

Meine lieben jungen Freunde!

Das heißt, ich nenne Euch meine Freunde, ob Ihr das wirklich seid, weiß ich gar nicht; denn ich höre fast nichts von Euch. Ich war dieses Mal eigentlich so weit, Euch gehörig die Leviten zu lesen, da hat Hella Penner Euch noch einmal herausgerissen. Bei ihr müßt Ihr Euch jetzt nett (schriftlich) bedanken. Und für das September-Heft will ich schon mehr Geschichten von Euch haben. Dann sind die Schulferien zu Ende, und Ihr habt sicherlich verschiedenes erlebt, das sich in eine nette Geschichte verarbeiten ließe. In ihren „Königsvöglein" zeigt Hella, wie es gemacht wird.

Hella Penner, 14, schreibt:

Lieber Onkel Peter!

Ich habe einmal versucht, eine kleine Geschichte, die ich erlebt habe, zu schreiben. Wir sprechen jetzt zuhause hochdeutsch, damit wir besser lesen und richtiger schreiben lernen.

Wir haben ein Büchlein, „Auslanddeutschtum in der Volksschule" von Herrn Schröder, Deutschland, bekommen. Es freut uns sehr, daß an uns dort gedacht wird, und wir haben auch schon fleißig in dem Buche gelesen. Ich möchte hiermit Herrn Schröder danken.

Einen freundlichen Gruß an Dich, Onkel Peter, und an alle Mitglieder des Vereins.

Hella Penner

Danke für den Gruß, und weiter unten kommt Deine Geschichte. Und weißt Du, Hella, Du hast da einige Fehler gemacht. Doch das wirst Du schon wissen, aber daß ich mich zu diesen Fehlern gefreut habe, das wirst Du nicht wissen. Dabei ist es doch so; denn aus den Fehlern sehe ich, daß Deine Geschichte Deine eigene Arbeit ist, und ich sehe auch, daß Du den Mut hast, etwas einzuschicken, von dem Du weißt, daß es Fehler enthält. Das freut mich, soviel Mut sollten wir alle haben. Denn Fehler macht ein jeder von uns und ich nicht die wenigsten. So manches Mal bin ich in der Klemme, wenn ich etwas schreibe und wirklich nicht weiß, wie es richtig ist. Die Geschichte wird besonders schlimm, weil ich niemand fragen kann,und meine Bücher geben mir lange nicht immer Antwort auf all meine Fragen. Und wenn ich dann ganz am Ende bin mit meiner Weisheit, dann zähl ich an meinen Knöpfen ab: ja — nein — ja — nein. Dann mache ich es aber gerade anders als es auskommt, denn ich weiß schon, daß meine Knöpfe immer falsch sagen, und wenn ich es dann anders gemacht habe, dann ist es richtig wieder falsch. Dann schäme ich mich nachher, wenn ich meinen Fehler gedruckt sehe. Aber was hilft's, es ist besser, mal einen Schnitzer mitgehen lassen, als gar nichts tun. Wer nicht ins Wasser geht, lernt nicht schwimmen. Und so müssen wir alle denken und besonders die jungen Schreiber unseres Geschichtenvereins.

*

Gudrun Schröder, 10, schreibt:

Lieber Onkel Peter!

Ich möchte die Antworten der Rätsel schicken.

1. Welches Licht brennt länger, Wachs oder Talg: Beide werden kürzer und nicht länger.
2. Wozu raucht man eine Zigarre: Zu Asche.
3. Was hat Moses sein Hund für Haare: Hundehaare.

Und nun noch einige Rätsel:
1. Wie heißt dem Pappagei seine Frau?

2. Ein rundes Ding, klein und gering, rennt und läuft wie toll und dumm wie der Wind im Kreis herum. Wirds aber faul und träge, bekommt es Peitschenschläge.

3. Im Frühjahr und zur Sommerzeit steh' ich verlassen da, doch ist es Winter weit und breit, ist jeder gern mir nah.?

Nun will ich schließen.

Mit deutschem Gruß: Heil Hitler!

Eure Gudrun Schröder

Gudrun hält es mit den Rätseln. Die Lösungen, wenn man sie erst vorgesagt bekommt, sind so einfach. Wer von den Lesern der Vereinsecke gibt uns die Antworten auf die neuen Rätsel?

Die Königsvöglein

Von Hella Penner, 14

Es war ein sonniger, warmer Frühlingsmorgen. Die Vöglein zwitscherten und sangen.

Ein Paar Königsvöglein bauten sich ein Nestchen in der Nageldose auf der Disk (Scheibenpflug). Sie machten es von Bindergarn, Gras und Kot. Einige Wochen waren sie sehr fröhlich.

Eines Tages, als da drei kleine weiße, braungesprenkelte Eier im Nestchen waren, wollte der Farmer die Disk brauchen. Als er kam, das Nestchen auf einen Zaunpfosten zu setzen, um es den Vöglein nicht zu nehmen, hatten sie Angst. Aber als alles wieder still war, flogen sie zu dem Nest und wurden die fremde Stelle bald gewöhnt.

Eines Tages kamen ein paar Jungen vorbei, sie faßten in das Nest hinein und nahmen ein Ei. Dieses war das zweite Mal, daß die Vöglein gestört wurden. Sie warfen nun die andern Eier aus dem Nest und flogen weg. Den Sommer kamen sie nicht mehr.

Den nächsten Frühling kamen sie wieder und bauten fast auf derselben Stelle ein Nest wie in dem vergangenen Jahr. Aber dieses Mal konnten die kleinen Vöglein schon fliegen, als der Farmer die Maschine brauchen wollte.

Leider kam das nächste Jahr wieder ein Unglück. Im Frühling bauten die Königsvöglein auf der Pferdeharke ein Nest. Sie legten Eier und brüteten die Vöglein aus. Die alten Vögel waren so froh und sangen jeden Tag so schön. Eins paßte immer nach den Kleinen auf, während das andere Würmer und Käferchen suchte zum Essen. Eines Tages sagte der Farmer: „Ich muß heute die Harke nehmen." Die Kinder baten ihn, das Vogelnest wieder auf den Zaunpfosten zu setzen. Der Farmer tat dieses, und die Vöglein flatterten ängstlich umher. Nach einer Weile flog die Mutter am Nestchen vorbei, so tat sie ein paarmal, und dann setzte sie sich wieder zu den Kleinen. Die kleinen Vöglein wuchsen immer mehr. — Und eines Abends faßte eine große Hand in das Nest, die Vöglein erschraken so sehr und flogen aus dem Nest zur Erde. Sobald die Katze das sah, fing sie zwei davon, weil die noch nicht gut fliegen konnten, und brachte sie zu ihren kleinen Kätzchen.

Die Vögel wollten das eine übriggebliebene Junge weglocken, damit die Katze dieses nicht auch fange. Sie lockten es bis zum Selbstbinder, wo sie sich einige Tage aufhielten, bis das Junge besser fliegen konnte. Dann flogen sie nach den Bäumen im Garten. Hier wohnen sie nun, die heimatlosen Vöglein, bis sie im nächsten Frühling wieder ein frisches Nestchen bauen.

Der Arbeitstag
eines achtjährigen Bauern
Von Onkel Peter

4.

Dann sitze ich wieder auf meinem Roßwerktisch und walte meines Amtes. Eigentlich sitze ich wenig, ich wandere im Kreise herum, immer in der Richtung, in der auch die Pferde gehen; denn so paßt es mir besser, wenn ich diesem oder jenem eins hacksen muß. Es ist jetzt aber fast nicht nötig; denn ich bin in der besten Laune, und das weiß ich nämlich schon, wenn ich guter Laune bin, sind die Pferde es meistens auch. Als ich diese Endeckung einmal machte und zu Bruder davon sprach und darüber aufgeklärt sein wollte, da meinte er, das komme von meinem schönen Singen. Die Pferde seien sehr musikalisch, und wenn sie meinen Gesang hörten, der ihnen ganz besonders gut gefallen müsse, da möchten sie am liebsten tanzen, da aber nur Zirkuspferde zu tanzen verständen, nicht aber unsere, so täten sie das nächstbeste: sie gingen fleißig im Kreise herum.

Ich komme mit Bruder immer wieder in die größte Verlegenheit: auf all meine wißbegierigen Fragen erhalte ich nie, oder fast nie eine klare Antwort. Ich weiß immer nicht, was in der Antwort Wahrheit, was Lüge und was Verulkung ist.

Aber das „schöne Singen" schmeichelte mir doch ganz gewaltig. Und als Mutter mir dann Bruders Theorie im großen ganzen bestätigte, da war ich ganz stolz und sang, daß die Spatzen auf der Tenne sich zu balgen anfingen und die Leute auf der Straße stehen blieben. Mutter hat mir dann später auch einmal gesagt, einige Leute hätten gemeint, ich würde wohl auch einmal Vorsänger in der Kirche werden, wie es mein Vater war.

Ja, ich bin wieder in bester Stimmung. Es ist ja auch alles so schön in meiner Welt. Mein Tisch ist inzwischen fein aufgewärmt, die Pferde gehen einen flotten Schritt, so daß ich meine Gedanken wandern lassen kann und auch Vater trägt mir mein Versagen in der Spreu nicht nach, fand er doch schon wieder ein freundliches Wort für mich, da ich so flink zur Stelle war, als die Pferde aus dem Stall geholt werden sollten. Das will beides was sagen. Beides, das freundliche Wort während der Arbeit und mein Zurstellesein beim Anspannen. Ich bin es nicht gerne und halte mich, solange es angängig, in der Reserve. Da im Stall zwischen den großen Pferden, denen ich gerade bis an den Bauch, wo er am dicksten ist, reiche, habe ich schon allerhand erlebt. Es ist mir da schon passiert, daß wenn ich gerade zwischen naßgeschwitzten Pferdebäuchen bin, diese plötzlich zusammenklappen und mir die Ohren reiben, daß mir Hören und Sehen vergeht. Es hat sich da vielleicht gerade ein Knecht, oder sonst jemand zwischen die Pferde geschoben und sie aus einander gedrängt. Daß ich kleiner Mann da auch gerade zwischen den Pferdeleibern steckte, hat jener dann nicht sehen wollen. Mit dieser Entschuldigung ist für ihn die Sache abgetan, während ich noch stundenlang nachher immer wieder nach meinen Ohren greife, ob sie auch wirklich nicht eingerissen sind. Ja, mein kleiner Wuchs ist mein größtes Unglück bei meinem Wirtschaften. Ich muß mich nur wundern, wie die Pferde noch soviel Respekt vor mir haben.

Wenn ich dann aber doch auf dem Platze bin, wenn es heißt: Pferde holen — dann freut Vater sich und gibt mir gern ein Wort der Anerkennung. Heute hatte ich es besonders nötig.

Auch den Verlust der beiden Vogeljungen habe ich schon verschmerzt.

Viel mehr beschäftigen mich jetzt die Pläne zum Fange der Katze. Noch hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, mit Bruder darüber zu sprechen, und so schmiede ich meine eigenen Pläne. Ich versuche es in Gedanken erst mit einer Fanggrube, dann mit einem Netz, wie man in Indien die Tiger fängt, besser wäre vielleicht noch eine Falle, wie sie die Trapper in Amerika benutzen, oder: ich könnte Sonntag nachmittag einfach eine Treibjagd veranstalten und dazu meine Freunde von über der Straße — die sieben Russenbrüder — mobilisieren. Am besten aber wäre wohl, ein Küchel als Köder an einen Baum in der Nähe des Vogelnestes anbinden, dann das Erscheinen des Räubers abwarten und ihn aus dem Hinterhalt, vielleicht vom Baum aus, einfach abschießen. Mein Flitzbogen, an dem die Schnur wieder einmal kaputt ist, wäre leicht instand gesetzt, und Pfeile mit breitgeklopften und spitz angefeilten Nägeln am Ende hatte ich mir erst vorgestern welche gemacht. Der beste freilich war futsch, den hatte ein herumstreifender Russenhund mitgenommen, nachdem ich ihn ihm zwischen die Rippen geschossen hatte. Ich mache meine Pfeile nämlich mit Widerhaken. Für die Katzenjagd wäre es übrigens gut — die Katzen haben bekanntlich ein sehr zähes Leben — wäre es gut, die Pfeile zu vergiften. Aber Gift — Gift kommt in Bruders Geschichten recht oft vor, aber gesehen habe ich noch keines. Freilich, an den Zündhölzern, das Rote da am Ende, das soll auch Gift sein, aber wie krieg ich das an die Pfeilspitze! — Da mache ich plötzlich einen Freudensprung auf meinem Tisch, daß der faule Grischka ganz stehen bleibt. Ich habs! Mutters Fliegengift, das wird's schaffen. Davor bin ich oft genug gewarnt worden, davon könnte ich sterben. Ich weiß, wo die Flasche steht, und ich weiß auch schon, wie ich's mache. An einem Zwirnfaden lasse ich die Pfeilspitzen in die Flasche, und da können sie über Sonntag bleiben; denn am Sonntag tut Mutter kein Fliegenwasser auf die Tische. Sonntag abend ziehe ich sie wieder heraus, und dann sollte genügend Gift daran sein.

So lege ich mir meine Jagdpläne zurecht bis in die letzten Einzelheiten und schwelge im Vorgefühl der Jagdfreuden. Ich bin jetzt eigentlich doch ganz froh, daß alles so herumgekommen ist mit den Vögeln und der Katze. Die Vogeleltern tröste ich in Gedanken damit, daß sie doch immer noch vier Junge behalten haben, während meine Eltern doch nur zwei Kinder hätten.

Zwischendurch singe ich dann wieder und lasse den Zauber meiner Lieder auf die Pferde wirken. Nur den Grischka scheint mein Gesang nicht zu rühren. Seine Sielenstränge hängen schlaff herunter. Ich stelle mich nun so nahe zu ihm, wie es der Zaun meines Tisches zuläßt, und gebe mein Bestes her in Schönheit und Stärke meiner Stimme. Grischka bleibt teilnahmslos. Da hacke ich. Grischka versucht mit dem Schwanz eine kleine Gegenbewegung. Sie fällt recht schwach aus, aber die Sielenstränge straffen sich doch ein ganz klein wenig.

Mein Dreinschlagen hat aber auf die andern Pferde aufmunternd gewirkt, sie gehen einen guten Schritt, und ich kann meine Gedanken wieder wandern lassen. Plötzlich sind sie beim Tarantelloch im Gemüsegarten. — Und dich kriege ich doch, und zwar heute gleich nachmittag. — Ich weiß, eine Viertelstunde nach dem Mittagessen gehört mir. Vater geht dann plinzen, wie er sein kurzes Mittagschläfchen nennt, während Bruder und die Knechte ein zweites Mal den Pferden „einrühren." Für diese Viertelstunde habe ich immer ein ganzes Programm, aber heute kommt

zuerst die Tarantel. Ich fasse in die Tasche und hole meine Fangschnur mit dem Wachs hervor. Es ist fein weich, nur allerhand Taschendreck klebt daran. Ich reinige es und wickle dann den Faden als Schutzhülle herum und stecke es wieder ein.

Da geht Mutter mit einem Eimer zum Brunnen. „Mutter!" rufe ich, „was gibt's zu Mittag?" Ich weiß nicht, wie das kommt, rückt eine Mahlzeit näher und sehe ich dann Mutter, so kriege ich auch sogleich allerhand Eßgelüste. Jetzt spüre ich plötzlich geradezu Hunger.

„Grüne Bohnen!"

Es ist Vater, der das sagt. Er kommt gerade aus der Scheune und hat meine Frage gehört, er weiß auch, daß grüne Bohnen bei mir gleich hinter Bratkartoffeln stehen.

Mutter lächelt aber, und ich merke, daß Vater „gespaßt" hat. Vater ist also guter Laune, und das macht mich noch froher.

„Sag, Mutter, was gibt's!" schreie ich noch einmal.

„Klöße!"

Ich errate es mehr, als daß ich es verstehe.

Mein Herz jauchzt. Klöße sind mein Leibgericht. Und von nun an beschäftigen sich meine Gedanken nur noch mit den Klößen, die es zu Mittag geben soll. Ob auch genug davon da sein werden! Mutter hat da eine schlechte Angewohnheit: auf den Tisch der Arbeiter stellt sie immer einen größeren Teller voll als auf unsern. Freilich sind dort sechs Mann, während wir nur unser vier sind, aber — dafür sind wir doch die Wirtsleute. Ich habe Mutter schon verschiedene Male auf diese Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht. Aber sie hat dann nur gelächelt: Aber Peterchen, du bist doch noch immer satt geworden! — Das wohl, wenigstens solange, aber wer weiß, mit einmal bleib ich hungrig. Und heute gerade habe ich schrecklichen Hunger, der immer größer wird, je mehr ich an die Möglichkeit denke, daß die Klöße heute zum ersten Mal nicht zulangen könnten.

„Mutter!" rufe ich aufs Geratewohl der Sommerküche zu. Wirklich, Mutter erscheint etwas verängstigt in der Tür.

„Gibt es auch Schmantsuppe?"

Mutter nickt. Nun bin ich beruhigt. Da werde ich doch wohl satt werden.

Gerade stimme ich noch einmal „Allemal kann ich nicht lustig sein ...." an, als vom Baraban her ein energisches Prrr ... erschallt.

Potztausend! Ist das Fuder denn schon durch? Wie schnell das geht.

Es zeigt sich jetzt, daß Grischka doch nicht so teilnahmslos dem Gesange gegenüber ist. Für ihn ist das „Prrr" aber das schönste Lied. Jetzt ist er es, der das Roßwerk zum Stehen bringt.

Und nun kommen die Klöße!

Herbstträumerei — Von Tjart Dusenschen

Am Grabenhang
Den Pfad entlang
Viel rote Beeren prangen.

Der Bäume Grün,
Der Wiesen Blühn
Will schon der Herbst umfangen.

Im frischen Wind
Eil ich geschwind
Den Hügel zu erklimmen.

Der Wälder Pracht!
Das Herz mir lacht!
Ich höre ferne Stimmen.

Im Himmelsblau
Wildgänse grau
In weite Ferne eilen.

Blick ihnen nach.
Sehnsucht wird wach!
Möchtest nicht auch verweilen?

Die Mennoniten in aller Welt

Paraguay

— Über die Feier des 1. Mai in der Fernheimer Zentralschule schreibt ein Schüler in einem Aufsatze:

Mit Begeisterung lauschten wir Jungen mit den Alten den Ausführungen der Redner über die Bedeutung des Tages der nationalen Arbeit. Alle fühlten wir's bis in's tiefste Innere: auch wir sind ein Teil des großen Deutschen Volkes und wollen deutsch bleiben bis in den Tod. Mit feuriger Begeisterung werden noch einige Gedichte in Bezug auf die Feier vorgetragen, und laut begeistert schallen unsere deutschen Lieder durch den Saal.

(Nach „Kämpfende Jugend")

— **Einem Artikel von Lehrer Legiehn** im „Menno-Blatt" entnehmen wir das Folgende:

Am 1. Mai, dem Tage der nationalen Arbeit, setzte in den meisten Schulen unserer Siedlung der Unterricht ein. Auch in unserer Z-Schule wurde an diesem Tage derselbe aufgenommen. Nachdem diese nun die neuen Schulräume in Philadelphia bezogen hat, hoffen wir, daß auch dieser Umstand sich zum besten auf Erziehung und Unterricht auswirken wird.

Unsere Schule zählt heute 60 Schüler davon 43 Knaben und 17 Mädchen. 20 Knaben wohnen in unserem neuen Schülerheim bei der Schule und 6 Mädchen in dem Mädchenheim, das für dieses Jahr noch in einem Privathause eingerichtet worden ist. Diese 26 Schüler werden in der Kolonieküche beköstigt. Die Beköstigung beläuft sich auf 329 Pesos c. l. pro Monat und Kopf mit Bedienung und ist eine private Angelegenheit der betreffenden Eltern, sie geht also nicht zu Lasten der Kolonie. Von den 329 Pesos sollen nur 65 Pesos in Bargeld gezahlt werden. Die übrigen 264 Pesos sind in Lebensmitteln zu liefern wie Mehl, Fleisch, Milch, Eier, Bohnen, Kartoffeln u. s. w.

Bei jeder Mahlzeit hat einer von den Lehrern die Aufsicht. Der Tageslauf in Schule und Heim gestaltet sich folgendermaßen: 6 Uhr Aufstehen, 6 — 7 Fertigmachen und Stubendienst, 7 — 7,15 Frühstück, 7,15 — 7,30 Turnen, 7,30 — 12,30 Unterricht, 12,30 — 1,00 Mittagessen, 1,00 — 2,30 Mittagsruhe, 2,30 — 5,30 Arbeitszeit, 5,30 — 6,00 Abendbrot, 6,00 — 7,00 Freistunde, 7,00 — 9,00 Arbeitszeit, 9,00 Tagesschluß, 9,15 völlige Ruhe.

Die Unterrichtsgegenstände in der Z-Schule sind Pflichtfächer. Diese sind: Religion, Mennonitische Geschichte, Deutsch, Literaturgeschichte, Spanisch, Mathematik, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Physik, Zeichnen, Turnen und Singen. Der Lehrplan ist auf dem 6-jährigen Kursus unserer Volksschule aufgebaut und schließt etwa mit dem der 5. Klasse einer höheren Schule im Reiche ab.

— Weiter entnehmen wir derselben Nummer des „Menno-Blattes:"

„Steinbach" wird unsere Nachbarkolonie „Menno" ihren neuzugründenden Stadtplatz auf dem uns allbekannten Futter- und Tränkplatz „loma plata"- (Silberhügel) nennen. Hier war schon zu Anfang einmal der Siedlungsplatz unserer Brüder, und auch ein stiller Friedhof, auf dem teure Tote ruhen, bezeichnet noch den Platz.

Wie man uns berichtet, wird „Menno" daselbst eine Kooperative, ein Verwaltungsamt, ein Hospital und ein Industriewerk gründen. Dem guten Vornehmen sei eine gedeihliche Zukunft gewünscht! —

Unser Krankenhaus, diese so blutnötige Anstalt, muß seine Tätigkeit bis auf weiteres einstellen. Nicht, daß nun in Fernheim einmal der Gesundheitszustand schon so glänzend zu nennen wäre, ist die Ursache, sondern die zwingende Not gebietet es uns. Nachdem wir probeweise einen Arzt angestellt hatten, häuft sich das Defizit immer mehr an. Nun trat auch noch zum Unglück eine sehr spärliche Ernte ein und die Kolonie sieht sich genötigt, unsere Krankenfrage auf eine andere Basis zu stellen. Sämtliche Dienende des Hospitals müssen entlassen werden.

Unser neues Entkernungswerk hat in diesen Wochen seine Arbeit begonnen. Als Betriebskraft mußte unsere alte Dampflokomobile vorläufig eingestellt werden, und das Sägewerk und die Oelmühle ruht nun auf einige Zeit. Für die nächste Saison hoffen wir schon im Besitz einer zweiten Dampfkraft zu sein, so daß die unliebsame Unterbrechung in der Holz- und Oelindustrie nicht stattzufinden braucht. —

Nach dem östlichen Paraguay reisten etliche Männer aus Fernheim, um, wie es heißt, sich nach neuen Siedlungsplätzen umzusehen. Daß viele Fernheimer immer noch nicht zur Ruhe kommen können, ist zum großen Teil dem zu hohen Landpreis zuzuschreiben. Sie haben auch die zwei letzten dürren Jahre eine ernste Sprache geredet. —

Auf die Landsuche begab sich eine Gruppe von Fernheimern, um den Südostzipfel des Chaco oder dessen Land zu prüfen, welches zum Verkauf angeboten wird. Ein anderes Landstück wird auch gegenüber Puerto Pinasco günstig angeboten.

Mexiko

— Aus der Ansiedlung in Patos, Dgo., schreibt man an die Steinbach Post: In Reinland sind jetzt zwei Dutzend Soldaten zur Bewachung der Kolonie.

— Aus derselben Kolonie berichtet ein anderer Postkorrespondent: Auch schienen unsere Freiheiten, die mal unser Präsident Obrigon uns gegeben hat, ganz verfallen zu sein; so ist Ohm Johann Wall und Abraham Martens nach Mexiko City gefahren, um zu sehen, ob nicht noch was zu machen ist. Sie sind auch schon wieder zurück, und wie ich von andern gehört habe, soll jetzt wieder alles in Ordnung sein.

Brasilien

— Ein vom Plateau Stolz nach Curityba umgesiedelter Kolonist schreibt an die Steinbach Post:

Wir sind hier um Curityba herum so 30 bis 40 Familien Mennoniten. So bei 15 Familien haben ihr eigenes Heim gegründet; haben nahe an der Stadt einen kleinen Komplex Land gekauft und eine geschlossene Ansiedlung gegründet. Weil unsere Mennoniten, wo sie hinkommen, das erste an die Erziehung ihrer Kinder denken und Schulen bauen, so haben auch die Ansiedler von Bukeron ein nettes Schulhaus gebaut, welches in den Wochentagen zum Unterricht der Kinder dient und am Sonntag für Gemeinde-Gottesdienst offen steht.

Sonntag, den 25. März 1936, wurde das Einweihungsfest dieser Schule gefeiert wozu alle Mennoniten von Curityba eingeladen und auch am besagten Tage zahlreich erschienen waren.

Warte = Anhang

Artikel, Berichte, verschiedene Zuschriften

Die Mennonitische Weltkonferenz in Holland. (Von 29. Juni bis 3. Juli 1936)

Nein, einen ausführlichen Bericht über die Tagung dieser Konferenz möchte ich nicht geben. Dann könnte ich wohl einige Nummern der „Warte" füllen. Nur ein persönlicher Eindruck soll es sein.

Und dann darf ich schon sofort sagen, daß die Konferenz ihren Zweck erreicht hat. — Vor einiger Zeit schrieb ich einen Artikel an anderer Stelle über die Frage: Sind wir Mennoniten einander entfremdet? Diese Frage habe ich damals verneinend beantwortet, indem ich darauf wies, wie wir einander in mancher Hinsicht näher gekommen waren, besonders auch durch das große Hilfswerk. — Und nun ich von der Konferenz zurückgekehrt bin, kann ich es noch viel stärker sagen. Wir standen uns auf der Konferenz keinen Augenblick als Fremde gegenüber. Sofort nach der Begrüßung fühlten wir uns eins. Wie hat Prof. B. Unruh doch recht, wenn er sagt: Wenn Mennoniten 10 Minuten zusammen sind, dann sind sie miteinander bekannt, nach einer halben Stunde sind sie schon verwandt. Dieses ist tatsächlich so. Nach der Begrüßung waren wir keine Fremden mehr, und waren zwei in ein persönliches Gespräch verwikkelt, dann erwies sich auch die Verwandtschaft wenn nicht, biologisch, dann doch immer geistlich. Mancher vorurteilsvolle Bruder hat's zugeben müssen: Wir sind angenehm enttäuscht, und wenn wir wieder in unsern Gemeinden sind, werden wir es ihnen sagen und erzählen, was wir gesehen und erlebt haben.

Meine Gedanken gehen jetzt zurück, und ich denke an unsere allererste internationale Zusammenkunft in Basel anno 1925. Ja, da standen wir einander noch wirklich fremd gegenüber. Aber war es vielleicht auch, daß wir uns einander gegenüber absichtlich verschlossen? Lag die Schuld nicht mehr in unserer Person als in der Sache? Fünf Jahre später wurden wir durch die Not unserer Brüder wieder zusammengerufen. Leider, aber begreiflicherweise fehlten dort die Schweizerischen Brüder. Und was die Allgemeine Mennonitische Weltkonferenz (in Danzig) im allgemeinen betrifft — dem genau feinfühlenden Beobachter konnte es nicht entgehen, daß eine gewisse Spannung vorhanden war. Ungeachtet aber dieser merklichen Spannung wurde doch der Beschluß gefaßt, nach einigen Jahren wieder, und zwar in Holland, zusammen zu kommen. Und nun geschah das große Wunder, das nur Gott wirken kann: es meldeten sich mehr als man gedacht hatte. Sogar aus der Schweiz meldeten sich sechs Personen. Im ganzen waren aus dem Auslande 180 Personen erschienen. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß hier in Holland alle Vorbereitungen mit großem Ernst und den besten Erwartungen getroffen wurden. Aeußerlich wollten die Holländer den ausländischen Glaubensgenossen alles bieten, was nur in ihrem Vermögen lag, aber auch innerlich war alles darauf gerichtet, um in brüderlicher Gemeinschaft d i e Liebe zu pflegen, von der Paulus sagt, daß sie die größte ist. Denn man war sich nur zu gut bewußt: ein ge-

meinschaftliches Zusammensein, das die Grenze der Gemütlichkeit nicht überschreitet, kann wohl einen schönen Eindruck geben, ist und bleibt aber immer nur eine Gemütsstimmung. Nein, man wollte etwas Besseres, etwas Höheres, ein Erleben Gottes in brüderlicher Gemeinschaft. Dieess mögen dann auch wohl alle Teilnehmer gefühlt haben, als die schwere Abschiedsstunde angebrochen war. Wir schieden von einander als Brüder, und dieses war ohne Zweifel der stärkste Beweis von dem guten Erfolg, den diese Konferenz erzielt hat.

Die Hand zum Abschied reichen war nun keine Höflichkeitsform mehr. es war ein inneres Bedürfnis geworden, und die Worte, die beim Abschied gesprochen wurden — man fühlte es — kamen aus der Tiefe des Herzens. In vielen Augen sah ich Tränen und manchen war in der Scheidungsstunde vor Rührung das Sprechen unmöglich geworden. Es galt nun äußerliche Banden zu lösen, und das tut immer weh. Wir waren einander näher gekommen, und darum fühlten wir auch so sehr den Abschiedsschmerz. —

Gewiß, wir sind in dogmatischer Hinsicht dieselben geblieben und werden weiter Gott dienen wie bisher, aber wir haben etwas erfahren, nein: erlebt von der „Gemeinschaft der Heiligen", deren Heiland und Selig macher Jesus Christus ist. — —

Das Programm für die ganze Konferenz wurde gleich am Anfang in der Eröffnungspredigt durch den ehrwürdigen Prediger A. K. Kuiper (Amsterdam) durch seinen Text 1. Kor. 3. 11 entfaltet, nämlich: „Einen andern Grund kann niemand legen, außer dem der gelegt ist, Jesus Christus." In allen weiteren Predigten und Vorträgen kam dieses immer wieder sehr stark zum Ausdruck. Darum kamen wir dann auch je länger desto stärker unter den Eindruck, daß unsere unscheinbare, kleine, Gemeinschaft, die Gott trotz aller Mängel 400 Jahre erhalten hat, einen Platz in der Welt haben und nicht nur einen Platz, sondern auch eine Aufgabe gegenüber der Welt. Wir haben erhalten „eine kleine Kraft" aber doch eine Kraft, und Gott gibt uns auch „eine offene Tür", Offenb. 3, 8. Hat Gott vielleicht für uns gerade in dieser Zeit und jetzt, wo wir einander gefunden haben, eine neue Aufgabe für uns? Vielleicht „einen Dienst in neuer Vollmacht" ein Thema, worüber Pastor Jakob Kröker, Wernigerode, die Schlußpredigt hielt? — — —

Gott gebe, daß wir die erlebten Erfahrungen gebrauchen in Seinem Dienst zum Wohle unserer ganzen Mennonitischen Bruderschaft und zur Ausbreitung Seines Reiches. —

Jac. Thiessen

Neue Bücher:

Gerhard Töws, „Die Heimat in Trümmern," über 300 Seiten.

Im Warte-Verlag erscheint im Oktober d. J. ein neues Buch von Gerhard Töws (Georg De Brecht) unter dem Titel „Die Heimat in Trümmern." Den Lesern der „Warte" ist Gerhard Töws ein guter Bekannter, hat er doch seit der Begründung dieser Zeitschrift daran mitgearbeitet. „Knels Knelsen," „Gestern und Morgen" und „Glücksfranz und sein Peter" waren Töws' Beiträge für die Warte. und sie wurden besonders gern gelesen. Aber besser noch als in seinen kleinen Sachen kommt Töws' Erzählertalent in seinen größeren Werken zur Geltung. Wir denken da vor allem an seine Erzählung „Die Heimat in Flammen", die erst im „Courier" erschien und dann auch in Buchform herauskam. Das jetzt

erscheinende Buch, „Die Heimat in Trümmern", ist, wie schon durch den Titel angedeutet, eine Fortsetzung des ersten Heimatbuches. Es treten hier viele von den Personen auf, die uns schon im ersten Buche vorgeführt wurden und deren Schicksale jetzt weiter verfolgt werden. In diesen Einzelschicksalen spiegelt sich das Schicksal der Heimat, der deutschen Kolonien, über die Revolution, Bürgerkrieg und Anarchie fegen, sie in Flammen setzen und in Trümmer legen. So wird „Die Heimat in **Trümmern**" nicht nur zu einer spannenden Geschichte über die Erlebnisse einiger weniger handelnden Personen, sondern das Buch erzählt uns die Geschichte eines heroischen und aussichtslosen Kampfes einer Handvoll deutscher Menschen gegen den Anprall der schwarzen Mächte der Finsternis, genannt proletarische Revolution. So erhält das Buch Geschichtswert, einen Wert, der mit den Jahren wachsen muß.

Ein besonderes Verdienst dieses zweiten Heimatbuches ist es, daß in ihm zum erstenmal mehr oder weniger erschöpfend der deutsche Selbstschutz, wie er entstand, wie er war, und wie er zusammenbrach, geschildert wird.

Das Buch ist interessant von der ersten Seite bis zur letzten, und der Leser kommt aus der Spannung nicht heraus, es ist Handlung, nur Handlung von Anfang bis Ende, wie man das von einem Revolutions- und Kriegsbuch erwarten darf.

„Die Heimat in Trümmern" ist zu beziehen vom Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba. Preis $1.00.

Die Bodensee-Rundschau, Kanstanz, schreibt zu dem Buche „Deutsche erschließen den Chaco" von Dr. Quiring:

Wohl jeder Deutsche entsinnt sich, wie im Jahre 1929 etwa 5500 deutsche Bauern aus Rußland nach Deutschland flüchteten vor dem Haß und der Zerstörungswut der Sowjets. Das Schicksal dieser Rußlanddeutschen schildert Quirings Buch. Wie ein Krampf greift an unsere Herzen das Gefühl, daß wir ein Volk ohne Raum sind, daß wieder einmal wertvolles deutsches Volkstum, daß sich durch vier Jahrhunderte tapfer und artbewußt, rein und glaubensstark inmitten fremder Völker behauptet, nicht auf deutschem Grund und Boden angesiedelt werden konnte.

Mit starker Einfühlungskraft und einer Liebe, die auch zu tadeln vermag, beschreibt Dr. Quiring den langen schweren Weg jener Deutschen, bis in Paraguay mitten im Herzen Südamerikas im Urbusch des Gran Chaco das neue deutsche Gemeinwesen entsteht. Es ist geradezu ein Erlebnis, wenn man den Schilderungen folgt, welcher Zähigkeit und mit welch unermüdlichem Eifer die Siedler sich den ganz ungewohnten schwierigen Verhältnissen anpassen; wie sie erst Wasser ergraben, und für Feldbestellung, Saat und Ernte neue Zeiten, neue Formen, neue Pflanzen suchen müssen; wie dann im zielbewußten Gemeinschaftsstreben gegen alle Widerstände des Bodens, des Klimas, des Ungeziefers und eigensüchtiger Menschen neues Bauernland, neue Heimat entsteht.

Nichts bleibt diesen Siedlern erspart: Wassermangel, Dürre Sandstürme, Mißernten, Heuschreckenfraß und Massenerkrankungen, dann Mangel oft an den nötigsten Hilfsmitteln zur Bodenbearbeitung, an Erfahrung in dem noch gänzlich unbesiedelten Land und an ärztlicher Hilfe. Und doch, wenn man die zahlreichen Bilder sieht, die diesem Buche beigegeben sind, erlebt man, wie stark diese Menschen durch Gemeinschaft sind, wie durch sie nach ein paar Jahren

im fremden Land, das noch niemals Bauern gesehen, auf sprödem Boden weiträumige Dörfer erstehen, deutsche Schulen, Krankenhäuser aufgebaut werden und ein reges religiöses Gemeinschaftsleben sich entfaltet.

Und in dieses vielfältige Leben wirken die Kräfte des neuen Deutschland fruchtbar, fördernd und umgestaltend herein. — Und doch im Chaco, fern von uns und auf verlorenem Posten! —

Eindringlich mahnt uns dies Buch zum größeren Deutschland, in dem wir nicht mehr deutsches Blut und deutsche Arbeit an fremden Boden werden preisgeben müssen.

Ein Presseurteil

über H. Schröders Buch „Rußlanddeutsche Friesen:"

Im Selbstverlage hat Lehrer Heinrich H. Schröder in Döllstädt (Kreis Langensalza) unter diesem Titel ein Buch von 120 Seiten (mit vielen Abbildungen) erscheinen lassen, das als ein sehr beachtenswerter Versuch angesehen werden darf, wesentlich Tatsachen aus der Geschichte und Volkskunde der Rußland-Deutschen, soweit sie friesischen Stammes sind, in einfacher und anschaulicher Darstellung für die deutsche Gesamtheit zu erhalten. Wenn der Verfasser seinen rußland-friesischen Landsleuten mit dieser ebenso gründlichen wie umfassenden Arbeit den Weg zu ihrer völkischen Selbsterkenntnis und völkischen Zielsetzung weisen will, wie er sagt, dann darf man diese Aufgabe als vortrefflich gelöst bezeichnen.

Schröder dringt vor allem auf geschichtliche Klarheit. Das gibt seiner Arbeit von vornherein Wert. Er gibt im einleitenden Kapitel eine sehr genaue, Falsches und Schiefes ausmerzende Darstellung der völkischen Geschichte der Rußland-Friesen, in der man vieles Wichtige über das Deutschtum in Rußland überhaupt erfährt, so z. B., daß gegenwärtig im Lande der Sowjets 1,2 Millionen Deutsche „noch am Leben sind" und daß die 60,000 Rußlanddeutschen friesischen Stammes ihre Wohnsitze im Schwarzmeergebiet und in Sibirien haben.

Ihre größte Siedlung entstand von 1803 bis 1863 mit 58 Dörfern am Flusse Molotschna in einem geschlossenen Raume von 120,000 Hektar; diese Bauern aber stammten fast ohne Ausnahme aus dem Gebiet der beiden Marienburger Werder zwischen Weichsel und Nogat. Sie hielten stets auf zahlreiche Nachkommenschaft und gründeten zwischen 1860 und 1913 insgesamt 41 Tochterkoloniegebiete mit 500,000 Hektar Land und Hofstellen für 8,000 Jungbauernfamilien. Man ersieht schon aus diesen Angaben die große, eindringliche kolonisatorische Leistung der Rußland-Friesen.

Über allen diesen Darstellungen kommt die Schilderung der Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben aber nicht zu kurz. Am Lebensbilde von Johann Cornies lernen wir einen vorbildlichen Führer kennen. Wir hören Erschütterndes aus dem Märtyrerleiden und vom heldischen Ringen der Rußland-Friesen gegen rote Banditen, werden in die Volkskunde dieser deutschen Kolonisten eingeführt und erfahren vieles über ihre Familiennamen, ihre Sprache u.s.w. Bilder, Karten und Statistiken vervollständigen die Arbeit, die man bis zum Schlusse mit ganzer Anteilnahme liest, weil sie Schicksale von Brüdern eines deutschen Stammes mit gleich großer Liebe und Kenntnis schildert. R. S.

Verschiedenes

Fehlerberichtigung:

In der Julinummer der Warte, Seite 207, erste Spalte Zeile 23 soll es heißen „schneidige Gestalt" nicht „schmierige". — Der uns die Gelegenheit zu dieser — sollen wir sagen — Majestätsbeleidigung gab, schreibt uns diesbezüglich: „.... Hoffentlich kommt mir nicht die ganze berittene Polizei auf den Hals. Ohne Rachsucht — aber Ihrem Setzer, oder sonstwem verantwortlich, wünsche ich schmierigen Schmorkohl zum Nachtessen und nachher recht schmierige Träume von schmierigen Polizisten! Natürlich darf er mir dafür eine bessere Handschrift wünschen." — Wir danken für diese gütige Erlaubnis, doch — wir wollen es nur reumütig gestehen — wir haben das auch schon früher getan — ohne Erlaubnis. Auf die Wirkung warten wir noch.

